

Aufklärung Klassik und Romantik

Eine kritische Würdigung von H. Settners
Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts

von

Ewald A. Boucke

a. o. Prof. an der Universität Heidelberg



Sonderdruck aus der 7. Auflage
der Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

ISBN 978-3-663-02996-0 ISBN 978-3-663-04184-9 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-04184-9

Ursprünglich erschienen bei Druck und Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn Ukt.=Ges. in Braunschweig 1925

Alle Rechte vorbehalten

Über die Entstehung seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts äußert sich Hermann Suttner in einem Briefe, den er ein Jahr vor seinem Tode, am 6. Februar 1881, an Prof. Fr. Neumann in Heidelberg richtete, folgendermaßen: „In Heidelberg ist mir der Plan des Buches entstanden. Mein genauester Freund war Moleschott, jetzt Professor in Rom. Er glühte und sprühte in der Werdelust seiner Ideen; je mehr ich diese Dinge mit ihm besprach, um so lebhafter tauchten mir die Bilder der französischen Enzyklopädisten auf. Indem ich bemüht war, mir die Enzyklopädisten klar zu geschichtlicher Anschauung zu bringen, wurde ich rückwärts zu den Engländern und vorwärts zu den Deutschen geführt. Was ursprünglich eine Abhandlung werden sollte, wurde ein sechsbändiges Buch.“ Beinahe 20 Jahre früher, als er mitten in der Arbeit stand, hatte sich Suttner gegenüber seinem Freunde Gottfried Keller in einem Briefe vom 14. März 1863 über den Plan seines Werkes in ganz ähnlicher Weise ausgesprochen: „Ich habe die Aufgabe, die alte, geächtete Aufklärungsphilosophie wieder geschichtlich zu Ehren zu bringen ...“ Gleichviel, wie sich Suttners Plan später entwickelte, so besteht kein Zweifel, daß die Probleme der Aufklärung den Ausgangspunkt seiner Arbeit bildeten. Es erhebt sich damit die Frage, warum dieses Thema eine solche Anziehungskraft für ihn besaß, inwiefern gewisse Zeitströmungen ihm entgegenkamen, und ob dieses Buch einer Art geistiger Wahlverwandtschaft entsprang zwischen zwei Epochen, die durch mehrere Generationen voneinander getrennt waren. Der folgende Überblick über den Wandel in der Beurteilung des Aufklärungszeitalters wird einer Beantwortung jener

Fragen den Weg bahnen. Zugleich bietet sich Gelegenheit, für die von Hettner behandelten Probleme einen Unterbau zu schaffen und das eine oder andere unter neue Gesichtspunkte zu rücken.

I.

Es ist höchst lehrreich, die Betrachtungen, die beim Übergang zum 20. Jahrhundert angestellt wurden, mit den Säkularfeiern auf der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts zu vergleichen: dort mischt sich in den berechtigten Stolz auf den gewaltigen technischen und wissenschaftlichen Aufschwung eine Art müder Skepsis, ein banges Sorgen um die Zukunft, wie in dunkler Vorahnung der kommenden Katastrophe; am Ausgang des 18. Jahrhunderts dagegen überwiegt eine freudige, festliche Stimmung, als wäre eine Schlacht gewonnen, zugleich aber das selbstbewußte Pochen auf die geistigen Errungenschaften des großen Jahrhunderts, des Jahrhunderts Friedrichs des Großen. So war es schon längst getauft worden; auch Kant braucht diese Bezeichnung 1784 in seiner denkwürdigen Abhandlung „Was ist Aufklärung?“ Hettner wählte sich zum Motto seines ganzen Werkes Kants Antwort, die dem Problem eine neue Wendung gab: „Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: nein, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung.“ Der Sinn dieser Worte erhellt noch deutlicher aus einer im Todesjahr Friedrichs entstandenen Abhandlung: „Was heißt sich im Denken orientieren?“ Hier wird mit allem Nachdruck betont, daß Aufklärung nicht in Kenntnisse zu setzen sei, sondern in den Vorgang des „Selbstdenkens“, und das bedeutet: „den obersten Probierstein der Wahrheit in sich selbst (d. h. in seiner eigenen Vernunft) suchen“. Es ergibt sich daraus, daß Kant auch hier seinem obersten Grundsatz treu bleibt: nicht in Zweck und Ziel, sondern im Streben selbst den Sinn des Lebens zu suchen. Schon deshalb lehnte er es ab, von einem „aufgeklärten“ Zeitalter zu sprechen, wie jene, die es so herrlich weit gebracht; vielmehr erkannte er die Bedeutung des Jahrhunderts in dem selbständigen Forschen nach der Wahrheit, in dem bewußten Streben nach Aufklärung, auf eigene Verantwortung.

Zu solcher Höhe stolzer Bescheidenheit vermochten sich die Säkularbetrachtungen im allgemeinen nicht aufzuschwingen; sie feiern in überschwänglicher Rhetorik die Segnungen und Fort-

Schritte des verfloffenen Jahrhunderts, und zwar, wie begreiflich, zumeist im Hinblick auf die näherliegende zweite Hälfte: die Reformen Josefs, die Aufhebung des Jesuitenordens, die Erfindung des Luftballons, die Abschaffung der Folter und der Hexenprozesse, die Einführung des Impfwangs, das sind einige der wichtigsten Errungenschaften, deren in den zahllosen Rückblicken gedacht wird. Aber auch die französische Revolution wird in ihrer Beziehung zu den geistigen Bewegungen des Jahrhunderts und als tiefer Einschnitt in die Geschichte bereits gewürdigt. Herders „*Adrastea*“ kann als eine Art enzyklopädischer Rückschau auf die großen Ereignisse und Gestalten des Jahrhunderts gelten, und unter den goldenen Früchten des Aufklärungszeitalters besitzt natürlich der Humanitätsgedanke für ihn die größte Anziehungskraft. Im übrigen findet sich weder bei Herder noch in anderen Rückblicken eine Erörterung der eigentlichen Aufklärungsprobleme, ein Versuch, die geistesgeschichtlichen Voraussetzungen und Zusammenhänge des ganzen Zeitalters zu erkennen. Bei den meisten überwiegt vielmehr ein naives Vertrauen auf die alleinseligmachende Vernunft, auf die Fähigkeit des menschlichen Geistes, sich selbst und die Natur zu beherrschen, auf die Perfektibilität, die fortschreitende Bervollkommnung der menschlichen Rasse, oder wie Herder es nennt, die „*Annäherung an das Göttliche*“. Das dem Menschen eingeborene schöpferische Erkenntnisvermögen wird als Spiegel der menschlichen Vernunft aufgefaßt; seitdem es nicht mehr durch kirchliche Sagen, durch Dogma und Autorität gebunden ist, kann es im Vertrauen auf den natürlichen Trieb zum Guten und Wahren eine bessere Wirklichkeit schaffen.

Diese Lobgesänge auf das scheidende Jahrhundert waren aber zugleich Grabgesänge, denn inzwischen hatte schon die geistesgeschichtliche Bewegung eingesetzt, die meist als Überwindung der Aufklärung bezeichnet wird, wenn auch dieser Ausdruck einer wesentlichen Einschränkung bedarf. Es verlohnt sich, auf diese wichtigen Vorgänge, sowie die verschiedenen Typen der Aufklärungskultur etwas ausführlicher einzugehen, in Ergänzung der Ausführungen Hettners besonders in dem einleitenden Kapitel zur Sturm- und Drangepoche.

Die ersten Anzeichen einer Gegenbewegung machten sich schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts bemerkbar, und zwar

richteten sich die Angriffe vor allem gegen den leichten Optimismus und die einseitige Verstandesbildung. Durch Rousseau, Hamann, die englischen Gothiker und die Kritik der „fordernden Epoche“ war der Glaube an die beste aller Welten stark erschüttert worden, aber erst die idealistische Ethik konnte Ersatz schaffen und eine neue Lebenswertung begründen. An Stelle des Glückseligkeitsverlangens trat das reine Pflichtgebot, die Arbeit um der Sache selbst willen, die Vorstellung eines durch freie Hingabe an die sittlichen Aufgaben geadelten Menschentums.

Es darf nicht übersehen werden, daß sich diese Kämpfe zumeist auf deutschem Boden abspielten: während in Frankreich die Göttin Vernunft auf den Thron erhoben wurde — gleichsam als Symbol der Tatsache, daß sich die Forderung des autonomen Denkens in der Erklärung der Menschenrechte am glänzendsten erfüllte —, wurde sie in Deutschland entthront; durch Hamann und Herder werden die irrationalen Lebensmächte, Gefühl und Leidenschaft wieder in ihre Rechte eingesetzt und dadurch sowohl einer organischen Kunstlehre, wie einer neuen Psychologie und Geschichtsauffassung die Wege gewiesen. Diese Überwindung des Rationalismus ist, wie schon bemerkt, in der Hauptsache das Werk des germanischen Geistes, und damit vollzieht sich eine tiefgreifende Spaltung innerhalb des westeuropäischen Kulturkreises. Es gab eine Zeit, in der die Aufklärung tatsächlich einen internationalen Charakter trug: die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts vereint die wichtigsten Kulturländer zu einer übernationalen geistigen Interessengemeinschaft, wie sie seit dem lateinischen Universalismus des Mittelalters nicht mehr bestanden hatte. In Männern wie Locke, Voltaire, Lessing, Holberg erkennen wir Schattierungen eines und desselben Grundtypus. Aber seit der Mitte des Jahrhunderts bereitet sich jene Spaltung vor, die im Grunde durch das rasche Erstarken und den Unabhängigkeitsdrang des deutschen Geistes herbeigeführt wurde; es ist nicht schwer, in Lessing trotz seines rationalistischen Grundzugs gewisse Tendenzen zu erkennen, die ihn zu den anderen drei geistigen Führern der Aufklärung in Gegensatz bringen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint es statthast, zwei Hauptrichtungen der Aufklärung zu unterscheiden: die anglo-französische und die deutsche. In der ersteren überwiegen die politisch-sozialen, in der letzteren die geistigen und ästhetischen Interessen, soweit sie den

einzelnen angehen. Dazu kommt noch der Unterschied der Methode: das englische und besonders das französische Denken will vor allem den Mechanismus des kausalen Zusammenhangs ergründen und arbeitet präzise und sachlich; das deutsche beherrscht ein reicheres, aber weniger scharf abgegrenztes Blickfeld und gestattet den Bedürfnissen von Phantasie und Gemüt weit mehr Spielraum.

Allerdings blieb der deutschen Kultur infolge ihrer Unselbstständigkeit und politischen Zerrissenheit zuerst kein anderer Ausweg, als sich zeitweise strengerer Zucht und ausländischen Mustern zu unterwerfen; so konnte sich besonders auf mittel-deutschem Boden, wo die gelehrten Schulen besser vorgearbeitet hatten, eine rationalistische Bildung entwickeln, die von Thomastius bis Gottsched und darüber hinaus durch etwa drei Generationen blühte. Ihre Verwandtschaft mit den westlichen Vorbildern ist augenfällig, aber es fehlte der große Zug, die Fühlung mit dem öffentlichen Leben, das freie Staatsbürgertum als Ausdruck des Bewußtseins nationaler Bindung. Gerade in diesem Punkte hatten die westlichen Länder einen gewaltigen Vorsprung; der Geist der Aufklärung hatte hier in ganz anderer Richtung gewirkt und politische und soziale Institutionen geschaffen, die den wirtschaftlichen Vorsprung jener Länder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erst begreiflich machen. Anders in Deutschland: hier konnte sich infolge der territorialen Zersplitterung der alte Gang zur Absonderung und Eigenbrödelei erst recht entfalten; die Aufklärungsmaxime des autonomen Denkens, des Ausgangs aus dem Zustand der Unmündigkeit, zeitigte hier nicht das Ideal eines freien Bürgertums, sondern der in sich gerundeten, geistig selbständigen Persönlichkeit, der fensterlosen Monade, wie Leibniz sie benannt hatte. So schieden sich hier die Wege, an einem der wichtigsten Kreuzungspunkte europäischer Geistesströmungen, der zugleich zum Ausgangspunkt neuer und folgenreicher politischer Kombinationen werden sollte. Wenn der deutsche Idealismus und vor allem die Romantik sich damals rühmten, die Aufklärung überwunden zu haben, so liegt heute der Fall umgekehrt: die Sieger im Weltkrieg leiten ihren Erfolg im letzten Grunde immer wieder aus der Überzeugung ab, daß die freien politischen Institutionen der westlichen Demokratien, das große Erbe aus dem Zeitalter der Aufklärung, notwendigerweise triumphieren mußten über politische Unfreiheit und erzwungene Disziplin.

Der Historiker als „rückwärts gewendeter Prophet“ mag heute imstande sein, diese Zusammenhänge nachzuprüfen: vor einem Jahrhundert konnte sie auch der Weitblickigste kaum ahnen. Vielmehr erschien den geistigen Führern um 1820 die Aufklärung als überwunden und erledigt, als eine öde Sandwüste dürrender Verstandeskultur, die ihre Väter durchwandern mußten und die der Zauberstab der romantischen Phantasie in einen blühenden Garten verwandelt hatte. Die Weimarer Großen und die Neuhumanisten hätten sich allerdings diesem Urteil keineswegs angeschlossen; für sie blieben die Forderungen der Humanität, der Toleranz und einer rationellen Lebensführung lebendige Kräfte, und wenn man beobachtet, welche Bedeutung Goethe besonders in späterer Zeit der Funktion der menschlichen Vernunft beimißt, so würde man nicht daran denken, ihn etwa als Anhänger eines „Irrationalismus“ zu bezeichnen. Erst die Romantiker machten den Geist der Aufklärung zu einem lächerlichen Popanz, einem Gespenst, das nur noch in den Köpfen von Philistern und Spießbürgern sein Wesen treibt, dem souveränen Genie aber höchstens zu Wizen und Paradoxen Stoff bietet, von Schlegels „Lucinde“ bis zu dem unnachahmlichen Kapitel 15 in Heines „Buch Le Grand“.

Es ist hier nicht der Ort, das Verhältnis der deutschen Romantik zur Aufklärung im einzelnen zu untersuchen; die Berechtigung des Protestes liegt auf der Hand in allen Fällen, wo eine dogmatische Wertung durch Herders Auffassung von dem Eigenwert jeder Kulturstufe ersetzt wird. In welcher Weise dieses Prinzip das ganze Weltbild umgestaltet, erhellt z. B. aus einer Prüfung der Kantschen Definition: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Vom Standpunkt romantischer Kulturphilosophie umfaßte der Zustand der „Unmündigkeit“ ja gerade die Stufen der Entwicklung, auf denen eine naive schaffende Phantasie alles das hervorbrachte, was für den Romantiker den höchsten Reiz besaß: Sage, Märchen, Volkslied, primitives Gemeinschaftsleben in der Gebundenheit des Daseins, die schlichte Einfalt eines unverdorbenen Gemüts. Und was sollte der Ausdruck „selbstverschuldet“ bedeuten? Er setzt eine Pflichtversäumnis voraus, die Unterlassung eines Willensaktes, während nach der romantischen Auffassung keine Frucht erzwungen werden kann, sondern nur auf dem Wege spontanen Wachstums heranreift, ja eher wie ein

Wunder durch einen schöpferischen Akt ins Dasein tritt. Dies ein Beispiel zeigt, daß sich hier zwei Anschauungsweisen vollständig fremd gegenüberstanden; man könnte eine lange Reihe antinomischer Begriffspaare aufstellen, um den Gegensatz zwischen Romantik und Aufklärung formelhaft zu veranschaulichen. So stehen sich gegenüber: schöpferische Intuition und kritischer Verstand, Einfühlung und Urteil, Hingabe an die Natur und Herrschaft über die Natur, unbefriedigte Sehnsucht und zweckbewußte Tätigkeit, impulsives Handeln und Selbstbeherrschung, Abenteuer und Pflicht des Tages, Zufall und Freiheit, Schicksal und Notwendigkeit.

Ein solches Schema würde jedoch nur den allgemeinen Gegensatz zweier Zeitalter zum Ausdruck bringen, im einzelnen ergeben sich eine Fülle von Mischformen, Übergängen und Widersprüchen, die gerade der Epoche von 1800 bis 1840 einen so problematischen Charakter verleihen. Zunächst unterscheidet sich die Frühromantik vom Sturm und Drang dadurch, daß sie zwar den „herz- und marklosen Vernünftler“ bekämpft, aber nicht den edlen Grundtrieb der Vernunft als des Verlangens nach dem Ewigen, als „Urkunde unseres göttlichen Adels“, wie F. Schlegel sich einmal ausdrückt. Die ältere Romantik erstrebt tatsächlich eine Vereinigung von Denken und Schauen, von Gefühl und Reflexion; sie will sich durch ironische Selbstprüfung völlige Freiheit bewahren und steht hinsichtlich des Grundgesetzes der Aufklärung, der Autonomie des Denkens, auf demselben Boden wie Lessing und Kant. F. Schlegels Aufsätze über Lessing, Forster, den Republikanismus, auch der Brief „Über die Philosophie“ sind noch ganz im Geiste freier, aufgeklärter Menschheitsbildung geschrieben.

Auch Fichte, dessen Lehre von der Souveränität des schöpferischen Selbstbewußtseins eine Hauptstütze des romantischen Subjektivismus wurde, bekennt sich in seiner Wissenschaftslehre (1794) noch zu dem a priori der absoluten Vernunft; vollends sein ethischer Idealismus, insofern er allgemein gültige, von der Vernunft zu kontrollierende sittliche Werte aufstellt, zehrt von dem Erbe der Aufklärung. Dennoch enthält Fichtes Philosophie von vornherein Elemente, die sie immer mehr in Gegensatz zur rationalistischen Metaphysik brachten: einesteils die Annahme eines unbewußten Vorstellungslebens, das der bewußten Vernunfttätigkeit übergeordnet ist und der schöpferischen Phantasie des Künstlers entspricht, andererseits die energische Zurückweisung der Glückselig-

leits these, an deren Stelle das reine Pflichtgebot tritt, das dem Interesse des Gattungslbens und der Sache selbst dient. Wichtiger aber als Fichtes Metaphysik ist seine Persönlichkeit, denn sie erbrachte den Beweis, daß bei richtiger Temperamentmischung auch der Ideologe sich zu einer Philosophie der Tat erheben kann. In Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ lodert das Feuer des sittlichen Absolutismus, den Ibsen im „Brand“ verherrlicht: es ist eine Lebensauffassung, in der das autonome Denken sich in autonomes Handeln umsetzt, jenes Prinzip, das von so unermeßlicher Bedeutung wurde für die Entwicklung der politischen Freiheit in den westlichen Staaten, das auf deutschem Boden aber fast ganz verkümmerte.

Im Gegensatz zu Fichtes aus dem Ichbewußtsein geborener Soll-Ethik scheint Hegels Gleichsetzung des Vernünftigen und Wirklichen sich weit eher mit dem älteren Rationalismus zu berühren, und sein proteisches Gedankensystem bot der bald einsetzenden Renaissance der Aufklärung in der Tat manchen Anknüpfungspunkt. Dennoch steht Hegel selbst trotz gewisser Analogien dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts ablehnend und sogar feindlich gegenüber. Der logische Grundzug und die strenge Architektur seines Lehrgebäudes, die durchgehende Rationalisierung des Weltinhalts, die Erzeugung des Lebens aus dem Erkennen, also die Gleichsetzung von Denken und Sein, diese und andere Eigenschaften von Hegels Philosophie erinnern allerdings an die Metaphysik der Aufklärung, aber was der letzteren vollständig abgeht, ist das Prinzip der Entwicklung. An Stelle der formalen Logik, die nach dem Satz vom Widerspruch urteilt, bedient sich Hegel des zuerst von Goethe und Schelling erkannten Grundgesetzes der Polarität, des Antagonismus zweier positiver und gleichberechtigter Kräfte. Damit wurde der durch Herder und die Romantik eingeführte Organismusgedanke zwar rationalisiert, aber zugleich auch die von der Aufklärung mißachtete Vergangenheit als notwendig und vernünftig erkannt und eine objektive Wertung der Entwicklungsstufen ermöglicht. Diese Wertung darf aber nach Hegels Auffassung nirgends zur Norm- oder Zielfestsetzung werden, sondern soll sich darauf beschränken, den ganzen Zug bedeutender Daseinsformen durch die Zeiten zu verfolgen, mit ruhigem Auge in dem wechselnden Schauspiel der Geschichte den Abglanz der Idee zu erkennen.

Ein solches Verfahren geziemt dem Weltweisen, aber es ist begreiflich, daß eine heißblütige Jugend, die mitten in den Kämpfen um die zu erringende politische Freiheit stand, sich mit dieser ruhewollen Betrachtung zeitloser Wesensformen nicht begnügen wollte, sondern sich das Vernünftige als Wertmesser und Norm auslegte. Damit war einerseits die Anknüpfung an die Ziele der Aufklärung von selbst gegeben, zugleich aber auch eine Neueinstellung gegenüber der Romantik notwendig geworden, vor allem gegenüber ihrer letzten Phase: es ist darunter jene Strömung politischer und religiöser Reaktion zu verstehen, deren erste Symptome Hettner in seiner Schrift: „Die romantische Schule“ bereits bei Novalis, Zacharias Werner, Fr. Schlegel, Adam Müller und anderen feststellte, und die in der Friedhofsruhe des Metternichschen Systems aufs trefflichste gedieh. Gegen diese Tendenzen, die auch in dem damals neuaufblühenden protestantischen Pietismus zutage traten, richtete sich der Zorn der aufstrebenden Generation. Während Heinrich Leo, der Historiker der Restauration, und seine Mitstreiter die „Erfindung der Humanität“, das bürgerliche „Juste-Milieu“ mit samt dem ganzen „Aufklärer“ in das Kehrichtfaß der Weltgeschichte warfen, hatte Arnold Ruge schon 1839 in den „Hallischen Jahrbüchern“ sein Manifest „Der Protestantismus und die Romantik“ erlassen; er definierte den Romantiker als einen Schriftsteller, „der mit den Mitteln unserer Bildung der Epoche der Aufklärung entgegentritt und das Prinzip der in sich befriedigten Humanität auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, der Moral und Politik verwirft und bekämpft“. Die Hallischen Jahrbücher stellten sich ganz in den Dienst der neuen politisch-religiösen Aufklärung, die es nicht verschmähte, sich ihre Waffen gelegentlich aus der Rüstkammer der halb verschollenen älteren Aufklärungskämpfe zu holen und zugleich die Geschehnisse und Gestalten jener Zeit wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.

Das Streben und Wollen dieser revolutionären Jugend, das sich in Börnes Briefen aus Paris, in Immermanns Memorabilien, in den Biographien von Fr. Perthes, Karl Mathy und in so vielen anderen Zeitdokumenten spiegelt, entsprang der geheimen Sehnsucht, endlich einmal Ideal und Leben in Einklang zu bringen, dem deutschen Geiste, der sich von innen heraus so herrlich und so reich entfaltet hatte, eine würdige äußere Heimstätte zu bereiten, vor allem eine gesunde politische Atmosphäre zu schaffen. Wenn

der deutsche Idealismus nach Gustav Freytags Wort die wundergleiche Schöpfung einer Seele ohne Leib war, so sollte der deutsche Realismus diesen Leib erbauen und damit eine zweite, höhere Form des nationalen Lebens, von der damals so viele träumten, ermöglichen. Es war das deutsche Verhängnis, daß sich Geist und Körper auch diesmal nicht fanden: die jahrhundertlange Erschlaffung des politischen Sinnes, die Ausschaltung des einzelnen von der Teilnahme an der Regierung, der vollständige Mangel an Verständnis für das Recht des Widerstands gegen Mißbrauch der öffentlichen Gewalt, alle diese Unterlassungssünden rächten sich schwer: die „Überwindung“ der Aufklärung war leichter, als die Wiederaufnahme ihrer politischen Leitgedanken. So kam es, daß die realistische Strömung, die in anderen Ländern die bereits gewonnenen freieren Anschauungen befestigte und erweiterte, auf deutschem Boden zu einem theoretischen Positivismus wurde, daß sie sich statt aktiver Teilnahme am nationalen Aufbau damit begnügen mußte, ihre Energien in Wissenschaft und Kunst, in Kritik und Satire behutsam zu entladen. Es blieb vorläufig bei dem Satz, den Kant in jener wiederholt angeführten Abhandlung als *Maxime* des aufgeklärten Despoten und *Moral* des beschränkten Untertanenverstandes so gut verteidigte, wie er konnte: „Räsonniert, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur gehorcht!“

In dieser Atmosphäre stiller Resignation konnte der Historismus am üppigsten gedeihen; wenn es nicht gelang, wie Wienberg und Börne schon längst verkündet hatten, „das Leben mit der Wissenschaft zu verbinden“, so hatte man um so mehr Muße, sich in die Betrachtung großer Mächte und Männer zu versenken und sich an der „Philosophie der schönen Tat“ zu berauschen. Es war daher auch aus diesem Grunde sehr begreiflich, daß das viel verachtete Zeitalter der Aufklärung nach längerer Ruhepause wieder zu Ehren kam und daß Männer wie Schlosser, Feuerbach, Moleschott und Hettner mit den Junghegelianern gemeinsame Sache machten. Diese letzteren hatten inzwischen auch in die absolute Vernunftfestung Hegels Bresche gelegt: schon Trendelenburg hatte in seinen „Logischen Untersuchungen“ (1839) abgelehnt, die Urvernunft und den Denkprozeß selber als das Primäre anzusehen; er verlangte vielmehr, daß man umgekehrt von der gegebenen Wirklichkeit ausgehen und das Unvernünftige ausscheiden solle. Damit war die menschliche Vernunft wieder als maßgebende

Instanz anerkannt und die Annäherung an den älteren Rationalismus auch theoretisch vollzogen. In der Tat erinnerte die unerhörte Kühnheit, mit der jetzt die Sonde der Kritik an alle Überlieferungen, religiöse wie politische, gelegt wurde, stark an die gleichen Vorgänge im 18. Jahrhundert: die Parallelen zwischen Reimarus und Strauß, den Enzyklopädisten und Feuerbach, Holbach und Moleschott ergaben sich ganz von selbst.

An eine Fruchtbarmachung dieser Ideen für politische Zwecke war allerdings vorläufig nicht zu denken; man mußte sich begnügen, aus Vergangenheit und Gegenwart der westlichen Staaten Trost zu schöpfen und dadurch das Ideal einer großzügig angelegten bürgerlichen Kultur, die auf dem Boden eines freien Bürgertums erwachsen war, lebendig zu erhalten. Man erkennt deutlich in den geschichtlichen oder biographischen Werken jener Zeit, daß sie aus jenem Ideal ihre Begeisterung für das 18. Jahrhundert schöpfen, und daß ihr mehr oder minder verdecktes Moralisieren und Politisieren aus dem Wunsch hervorgeht, auch auf deutschem Boden Ähnliches hervorbühen zu sehen. Von wichtigeren Publikationen dieser Art, die alle zwischen 1835 und 1855 erschienen, seien folgende hier angeführt: F. Chr. Schloffer, Geschichte des 18. Jahrhunderts (erweiterte Ausgabe, 6 Bände, 1836—1848); B. Lechler, Geschichte des englischen Deismus (1841); Bruno Bauer, Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts (1843—1845); A. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution (1845); F. Chr. Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution (1844); Dahlmann, Geschichte der französischen Revolution (1845); A. Wiedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert (1854—1881). Außerdem folgende Monographien: L. Feuerbach, P. Bayle (1838); G. E. Guhrauer, Leibniz (1842); Th. Danzel, Gottsched und seine Zeit (1848); Th. Danzel, Lessing (1850).

Bis in die sechziger Jahre erstreckte sich das anhaltende Interesse an den Aufklärungsproblemen: 1865 erschien des Engländer's Lecky berühmtes Werk „Über die Entstehung und den Einfluß des Geistes der Aufklärung in Europa“. Im Jahre 1862 bespricht Hebbel die Schrift von D. F. Strauß über Reimarus und schaltet dabei folgende Bemerkungen ein: „Das Zeitalter der Aufklärung kommt wieder zu Ehren . . . Wie ist es abwechselnd geschmäht und gescholten, verhöhnt und verlacht worden, und wer

wollte leugnen, daß es zum guten Teile verdient war? In Frankreich die Enzyklopädisten und in Deutschland die Jesuitenriecher, Voltaire mit seinem grinsenden Satyrgeßicht und Nicolai mit seiner Nachtwächterphysiognomie, dort eine Harpnie, welche die Schaubrote des Altars hämißch beschmutzte, hier eine Bäckermeisterseele, welche sie mit gemeinen Semmeln zu vertauschen wünschte: wie hätte man nicht, je nachdem man mit seinen Gedanken diesseits oder jenseits des Rheins verweilte, zwischen Abscheu und Spott schwanken sollen! . . . Aber freilich wurde ein Schlachtfeld nach dem Siege noch nie so verunreinigt, wie das der Aufklärer, und ein treuer, tapferer Soldat noch nie so gemißhandelt, wie der Verfechter des gesunden Menschenverstandes . . . Es ist daher nicht bloß zweckmäßig, sondern fast notwendig, die vergessenen Kämpfer für »Humanität und Menschenrecht« wieder vorzulassen, und wer wäre so berufen, dazu das Signal zu geben, als der berühmte Verfasser des »Lebens Jesu«? — Ein Jahrzehnt später prägte Nießsche auf D. F. Strauß das Wort „Bildungsphilister“ und verkündete das allmähliche Erwachen des dionysischen Geistes, die Wiedergeburt des deutschen Mythos: damit bereitete sich eine abermalige Wendung vor.

Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts gehört in den Kreis der oben genannten Werke, in denen die positivistische Bewegung die Ideen der Aufklärung wieder erneuert und zugleich in ihrem Sinne umbildet. Über die Entstehung dieses Werkes sind wir durch Briefe und andere Zeugnisse ziemlich genau unterrichtet. Der erste Hinweis findet sich in einem Briefe Hettners an G. Keller vom 18. Juli 1853, in dem es heißt: „Jetzt arbeite ich an einem sehr weitläufigen Werke über die Literatur des 18. Jahrhunderts“. Gemeint ist der englische Teil, der in der Hauptsache in den folgenden beiden Jahren ausgearbeitet wurde und im Herbst 1855 im Druck erscheinen konnte. Dennoch reicht die Konzeption bis in die Heidelberger Zeit zurück, und zwar war es der Verkehr mit dem Naturforscher Moleschott, dem langjährigen Freunde Hettners, der wohl zuerst seine Aufmerksamkeit auf die französischen Materialisten als Vorläufer des um 1850 blühenden Positivismus lenkte. Die beiden jungen Gelehrten traten sich in Heidelberg näher, wo sie Ende der vierziger Jahre als Privatdozenten wirkten und besonders im Winter 1847 bis 1848 tagtäglich im innigsten Gedankenaustausch lebten. Moleschott

selbst hat in seinem Büchlein „Hermann Hettners Morgenrot“ diese Heidelberger Zeit sehr lebendig geschildert. Es wurden hauptsächlich die zahlreichen naturwissenschaftlichen Probleme erörtert, die sich an die Namen der berühmten Forscher und Entdecker jener Zeit wie Karl Mayer, Justus Liebig, Karl Vogt u. a. knüpften.

Die Diesseitsfreude der Generation von 1850, die in der Anthropologie Feuerbachs ihre metaphysische Formel fand, wollte sich an der unmittelbaren Anschauung des Stofflichen, Sinnlich-Greifbaren ersättigen im Gegensatz zu dem Hegelschen Universum abstrakter Auswirkungen des Absoluten. Für diesen Wirklichkeitsdrang bot der Materialismus des 18. Jahrhunderts manche dankenswerte Analogien: Hettner selbst war überrascht von der Entdeckung, daß die französischen Denker ihren deutschen Geistesverwandten die wichtigsten Lehren bereits vorweggenommen hätten.

In Jena, wo Hettner seine akademische Tätigkeit fortsetzte, hielt er Vorlesungen über Voltaire, Diderot und die Enzyklopädisten, erkannte aber gleichzeitig die Notwendigkeit, auf die englischen Quellen dieser Denker zurückzugehen. Auch die deutsche Phase der Aufklärung wurde damals schon berücksichtigt, besonders Wolff und Gottsched. Durch Rousseaus „Emile“ wurde sein Interesse auf Defoe gelenkt, und die kleine Studie „Robinson und die Robinsonaden“, die aus einem Vortrag hervorging und 1854 im Druck erschien, gab einen Vorgeschmack von der geistreichen und weitausblickenden Art, mit der diese Fragen später in der Literaturgeschichte behandelt wurden. Erst aus solchen kleineren Arbeiten und Vorstudien entstand allmählich der Plan zu einem umfangreicheren Gemälde des Aufklärungszeitalters; auf den englischen Teil, der im Herbst 1855 erschienen war, folgten 1860 der französische und in kurzen Abständen 1862 und 1864 die beiden Bände, in denen die deutsche Aufklärung dargestellt wird. Größere Schwierigkeit bot die Bewältigung des Schlußbandes, der das klassische Zeitalter der deutschen Literatur behandeln und die Krönung des ganzen Unternehmens bilden sollte. Berufspflichten aller Art, die mit Hettners Stellung in Dresden verknüpft waren, verzögerten den Abschluß des großen Werkes; erst kurz vor Ausbruch des Krieges 1870 wurden die letzten Kapitel geschrieben, nicht die besten, woran die begreifliche

Ungeduld, das Ganze endlich unter Dach zu bringen, wohl auch Schuld tragen mochte.

Überblickt man Hettners Literaturgeschichte in ihrem gesamten Aufbau, so muß es wie eine eigentümliche Ironie erscheinen, daß eine Welt- und Naturanschauung, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ als „grau, cimmerisch und totenhaft“ bezeichnete, den Ausgangspunkt für ein Werk bildet, das in der Verherrlichung des deutschen Idealismus gipfelt. Die nächsten Abschnitte sind dazu bestimmt, diesen scheinbaren Widerspruch aufzuklären und zu zeigen, daß die Gesamtanlage von Hettners Arbeit durch Anschauungen bedingt ist, die auf einem ganz anderen Boden erwachsen.

II.

In späteren Jahren blickte Hettner auf jene Zeit einer enthusiastischen Hingabe an den Sensualismus Feuerbachs und Moleschotts wohl selbst mit einigem Lächeln zurück: andere Anlagen und Neigungen, die von vornherein in ihm schlummerten, waren inzwischen gereift und hatten das geistige Gleichgewicht begründet, das sich in der Freiheit und Gerechtigkeit seines ästhetischen Urteils ausspricht und seinem Werke Dauer verleiht. Wie bei seinem Freunde Gottfried Keller, der in Heidelberg ebenfalls zur Gruppe der Radikalen gehörte, brach auch in Hettner der idealistische Grundzug seines Wesens später um so kräftiger hervor; beide gingen den umgekehrten Weg, wie ihr einstiger Lehrer Feuerbach.

In der Tat besteht kein Zweifel, daß sich Hettner für den Materialismus des 18. Jahrhunderts aus ganz anderen Gründen interessierte, als Moleschott, und zwar deshalb, weil er darin ein Gegengewicht erblickte gegen die Hegelsche Spekulation und die Ableitung des Empirischen aus dem reinen Denken. Man braucht nicht lange in Hettners Schriften zu lesen, um zu erkennen, daß er der materialistischen Geschichtsauffassung ganz fern steht, daß ihm die Aufklärungskämpfe, soweit sie sich auf deutschem Boden abspielten, weniger um ihrer selbst willen von Bedeutung erschienen, als weil sie in dem Dichten und Denken der deutschen Klassik die herrlichste Frucht trugen. Damals, als er in den Heidelberger Kreis der Positivisten trat, hatte die Opposition gegen das spekulative Denken den Höhepunkt erreicht, und es schien in der

Tat ein neues Zeitalter der Diesseitsreligion anzubrechen. Es ist bekannt, daß G. Keller von seiner Bekanntschaft mit Feuerbach eine neue Epoche seiner inneren Entwicklung datierte, ohne daß der ideelle Gehalt seiner Dichtung dadurch irgendwelche Einbuße erlitt. Ebenso diente auch für Hettner das Studium der materialistischen Anschauungen des 18. und 19. Jahrhunderts nur dazu, um seinen Wirklichkeitshunger zu befriedigen und sich mit den stofflichen Bedingungen von Leben und Kunst bekannt zu machen. Weit wichtiger dagegen waren die geistigen und sittlichen Forderungen der Aufklärung, die in den deutschen Idealismus übergingen und sich später verschmolzen mit dem aus dem Griechentum abstrahierten Ideal apollinischer Heiterkeit und Schönheit: so entstand das klassische Menschheitsbild, wie es durch Winkelmann zuerst gezeichnet und durch Schiller und Humboldt zum Glaubenssatz des Neuhumanismus erhoben war. Um die Bedeutung dieses Ideals zu würdigen, ist es nötig, auf Hettners kunstgeschichtliche Studien näher einzugehen, weil sich hier seine Geistesart von vornherein deutlicher ausprägt.

Obwohl ganz unter dem Einfluß der abstrakten Schulphilosophie erzogen, war er doch als Schlesier nach Temperament und Anlage eine sinnenfrohe und anschauungsbedürftige Natur. Eine seltene Günst des Schicksals fügte es so, daß Hettner, nachdem er schon als Student auf einem kurzen Sommerausflug die herrlichen Landschaftsbilder Oberitaliens und die Kunstschätze Venedigs im Fluge genossen hatte, nach Abschluß seiner Studien einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien dazu verwenden konnte, um seinen Geschmack zu bilden und sein Urteilsvermögen zu festigen. „Ich kann nicht genug dankbar sein“, schreibt er aus Rom an seine Eltern, „für meine italienische Reise, denn diese bildet entschieden einen Wendepunkt in meinem ganzen Leben.“ Es ist kein Zweifel, daß schon damals die Anschauungen und Überzeugungen in ihm reiften, die für seine Kunst- und Literaturbetrachtung grundlegend wurden. In Rom schrieb er seinen Absagebrief an die Hegelsche Philosophie in Form der Abhandlung „Gegen die spekulative Aesthetik“. Er will darin „die spezifische Eigentümlichkeit individuellen Lebens gegenüber abstrakter Begriffsallgemeinheit“ wieder zu Ehren bringen und kommt zu dem Schluß, daß die Kunst zwar Erkenntnis des Allgemeinen, Ewigen, der Idee in sich schließt, „aber nicht abstrakt, farb- und gestaltlos,

sondern erfüllt und verdichtet in individueller Lebensfrische“. Im weiteren Verlauf wird dann auf die Bedeutung des Stofflichen, des gegebenen Materials, der Technik und des Stils nachdrücklich hingewiesen, ganz im Sinne der Theorien Karl Böttichers, dessen „Tektonik der Hellenen“ soeben (1843) erschienen war. Auch auf Rumohrs „Italienische Forschungen“ (1827—1832), in denen die sinnlichen Anschauungselemente der Kunst für das Schaffen wie Genießen durchweg im Vordergrund stehen, beruft sich Hettner wiederholt, insbesondere auf Rumohrs Auffassung der Kunst als einer Art „Sprache der sinnlichen Erkenntnis“, übrigens eine Auffassung, die wohl auf jenes den Romantikern und Mystikern geläufige Bild von der Zeichensprache oder Chiffrenschrift des Göttlichen in Natur und Kunst zurückgeht, dasselbe aber im Sinne des Realismus umdeutet.

In einer größeren kritischen Abhandlung, die auch andere ästhetische Streitfragen in geistvoller Weise erörtert, hat Hugo Spizer gegen Hettner den Vorwurf erhoben, er sei der Sache des Positivismus untreu geworden, da er ja später doch wieder Ideengeschichte trieb, und er habe ferner den Irrtum begangen, die Ästhetik lediglich als Kunstwissenschaft aufzufassen und ihr selbständige Bedeutung abzuspochen. Diese Kritik verkennet jedoch die eigentlichen Ziele und die historischen Bedingungen von Hettners Arbeiten. Es ist richtig, daß er vor allem in seiner Literaturgeschichte auf die fortzeugenden Ideen den Nachdruck legt, d. h. auf geistige Mächte und Kräfte, die sich in den literarischen Strömungen äußern, aber die praktische Verwendung dieser Ideen hat mit Hegels Dialektik und Geschichtskonstruktion so gut wie nichts gemeinsam, wie an anderer Stelle noch ausführlicher zu erörtern bleibt. Der zweite Einwand scheint eher berechtigt, angesichts der Tatsache, daß die Ästhetik als selbständige Wissenschaft inzwischen einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat; aber nicht als spekulative Ästhetik, sondern unter Benützung aller erdenklichen Hilfsmittel und Methoden, die nicht selten aus dem Laboratorium stammen, also zu der auch von Hettner angegriffenen spekulativen Ästhetik im geraden Gegensatz stehen. Daß Hettner allerdings auch dieser Richtung wenig Geschmack abgewonnen hätte, ist sicher anzunehmen; in seiner Nichtachtung der rein theoretischen Ästhetik stimmt er übrigens mit den meisten ausübenden Künstlern und vielen Kritikern überein. Seine eigene

wissenschaftliche Methode sollte jedenfalls nach seiner Gesamtleistung beurteilt werden, nicht nach einigen polemisch gefärbten Jugendaufsätzen, die unter einem etwas einseitigen Gesichtspunkt und zu besonderen Zwecken abgefaßt wurden.

Schon die bald darauf folgende Abhandlung „Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik“ (1846) zeigt, daß sich Hettner bald wieder ins Gleichgewicht gesetzt hatte, denn er entwirft hier ein Programm, das später seiner eigenen Tätigkeit als Kunst- und Literaturhistoriker zur Richtschnur dienen sollte. Wie in dem ersten Aufsatz die spekulative Ästhetik, so wird hier die frostige Idealität und allegorisierende Richtung der Plastik verurteilt, die durch Thorwaldsens Schule damals zur Herrschaft gelangte, und um so blutloser und schemenhafter wirkte, als auf dem Gebiet der Malerei und Dichtung bereits eine entschiedene Wandlung eingetreten war. Diese Künste „konnten der realistischen Richtung unseres Jahrhunderts nicht widerstehen, die Glut und der Drang des Individuellen durchbrach die engen Schranken der in großen, streng allgemeinen Zügen sich bewegenden, griechischen Objektivität. Die einer fremden Weltanschauung, einer rein idealen Transzendenz entlehnten Stoffe wurden verdrängt, und das gewaltsam zurückgepreßte, lebenskräftige und lebenslustige Blut des 19. Jahrhunderts warf sich rückhaltlos und mit frischem Feuereifer in die Arme der unmittelbaren, geschichtlichen Wirklichkeit.“

Hettner verkennt keineswegs die Schwierigkeiten einer charakteristischen Darstellung in diesem Zeitalter einer geschmacklosen und „schneiderhaften“ Kleidung. Dennoch soll auch der Bildhauer an das Individuelle, Wirkliche, zeitlich Bedingte so weit herangehen, wie irgend möglich und der Forderung historischer Treue und „monumentaler“ Darstellung unter allen Umständen gerecht werden. Denn in der Versöhnung individueller geschichtlicher Wirklichkeit und typischer Erfassung des Ideals freien Menschentums liegt die Lösung des Problems. „Das wahrhaft Künstlerische ist dann auch das unmittelbar Historische; monumentale und ideale Kunst sind dann wieder wie bei den Griechen unmittelbar eins, ja um so mehr, als es dann überhaupt keine ideale Kunst mehr gibt, die nicht unmittelbar historisch, keine historische, die nicht unmittelbar ideal wäre . . . Man schelte dies nicht leere Träumereien! . . . Haben wir doch schon in unserer Zeit ein Kunstwerk, das uns ein tröstender Fingerzeig sein sollte, was aus unserer

Kunst werden kann und muß, wenn wir erst wieder menschlich denken und fühlen gelernt haben. Seit den Griechen ist Goethe der erste gewesen, der es wieder gewagt hat, von ganzem Herzen Mensch und nichts als Mensch zu sein, der die freie Individualität aus der Beschränktheit moderner Zersplitterung und bloßer Nachbildung vollständig emanzipiert hat . . . Aufgabe der heutigen und kommenden Geschichte ist es, diese Emanzipation der freien Individualität, des reinen Menschentums, die Goethe bloß subjektiv in seiner eigenen Bildung durchgeführt hatte, zum Eigentum und zum Lebenselement aller zu machen, alle öffentlichen und sozialen Verhältnisse, Sitte und Denkart auf diese eine Idee des freien Menschen zu bauen.“

In diesen Sätzen stellt Hettner, unter Anlehnung an verwandte Gedankengänge Fr. Vischers, zum ersten Male die Forderung auf, die ihm später bei seiner Beurteilung von Kunst und Dichtung als oberste Norm galt, und die offenbar von der Vorstellung eines Ausgleichs idealistischer und naturalistischer, typischer und individueller Darstellung getragen ist. Die Berufung auf das Goethesche Welt- und Lebensbild ist in diesem Zusammenhang besonders bedeutsam. Ein bald darauf entstandener Artikel über den Landschaftsmaler Ernst Willers sucht in ähnlicher Weise zu vermitteln. Auf der einen Seite die „abstrakte Ideallandschaft“, die durch Schinkel und Rottmann vertreten ist, auf der anderen die naturalistische Manier Dahls, die an das Unwesentliche und Zufällige zuviel Mühe verschwendet. In Willers' Landschaften erscheint eine Versöhnung dieser beiden Tendenzen erreicht. „Er hat die großen, klaren Formen, den großen historischen Stil Rottmanns und der alten Meister, aber naturalistisch individuell durchgebildet. Er besitzt die wahrhaftige Einheit jener beiden Momente, die bis jetzt in der Geschichte der Landschaft nur immer getrennt aufgetreten sind.“

Die bisher besprochenen Abhandlungen waren Gelegenheitsarbeiten, die unmittelbar an Tendenzen und Kunstrichtungen der Zeit anknüpften; inzwischen hatte Hettner seinen Aufenthalt in Italien dazu benutzt, um für seine ästhetischen Überzeugungen eine sichere Grundlage zu schaffen in Gestalt seiner ersten umfangreicheren Arbeit, der „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten“ (1846). In diesem jetzt beinahe verschollenen Werke wendet Hettner zum ersten Male seine Dreistufentheorie an, die für seine

gesamte Geschichtskonstruktion so charakteristisch ist, und in der sich ältere und jüngere Einflüsse verschmelzen. Was zunächst die Methode selbst betrifft und den Vergleich mit dem organischen Wachstumsprozeß in seinen drei Stadien des Aufstiegs, der Höhe oder Blüte und des Verfalls, so war diese Vorstellung schon Varro, Quintilian und anderen Schriftstellern im Altertum und Mittelalter geläufig, wurde aber erst durch Vasari und Windelmann für die Zwecke der Periodisierung in die Kunstgeschichte eingeführt und durch Vico, Montesquieu, Gibbon und andere auch im universalhistorischen Sinne ausgebeutet. Die genauere Anzahl der Entwicklungsstadien schwankt, ganz wie bei den verwandten Anschauungen über die Stufen des individuellen Menschenlebens, doch wird die Dreizahl (neben der Fünzfahl) bald die beliebteste und durch Hegels dialektische Methode gleichsam kanonisch; kein Systematiker der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte sich diesem übermächtigen Einfluß entziehen. Auch Hettner wählt die Dreizahl und benützt zugleich die damals sehr beliebte Methode der Koordination verschiedener gleichzeitiger Kulturausstrahlungen, um den engen Zusammenhang zwischen Kunst und Religion zu seiner Hauptthese zu machen und darauf „das einzig sachgemäße Einteilungsprinzip“ aufzubauen. Endlich zeigt sich die Einwirkung der „Tektoniker“, vor allem Böttichers, in der Hervorhebung der Zweckbestimmung, der Ableitung der Stilgesetze und Formen aus dem gegebenen Stoffe, seiner Verarbeitung und Anpassung an die besonderen Lebensbedingungen. So wird die griechische Kunst dargestellt als Ergebnis inhaltlicher und formeller Komponenten, als Ausdruck des religiösen und geistigen Lebens eines Volkes durch das Medium einer organisch bedingten, sinnlichen Formsprache. Es ist im Grunde dieselbe Auffassung, die Hettner kurz vor seinem Tode im Vorwort zur 4. Auflage seines Hauptwerks (1881) in die Worte kleidete: „Die Literaturgeschichte ist die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen“.

Nicht minder wichtig ist die besondere Bewertung der drei Entwicklungsstufen, die zwar von vornherein durch den typischen Verlauf des Wachstumsprozesses bedingt ist, die aber erst durch Anlehnung an bestimmte, immer wiederkehrende Kunstströmungen und Tendenzen zu einem für geschichtsphilosophische Konstruktionen brauchbaren Schema wird. Der ganze Prozeß wird auf-

gefaßt als ein Ausgleich zwischen Individualität und Idealität, der sich auf der Höhe der Kurve, in der Zeit der höchsten Blüte vollendet, auf den an- und absteigenden Stufen aber keine harmonischen Gebilde zeitigt, weil sich jene beiden Tendenzen gegenseitig befehlen und dadurch bald mehr nach der einen, bald nach der anderen Seite, zu einseitiger Übertreibung oder zwiespältiger Behandlung Veranlassung geben. So zeigt Hettner, wie sich in der älteren griechischen Plastik Naturwahrheit und Idealität nicht durchdringen, sondern eher widersprechen; den naturalistischen Auswüchsen steht jene feierliche Maskenstarre gegenüber, die als Hauptkennzeichen archaischer Kunststufen gilt. Ebenso wenig wird jener Ausgleich in der Zeit sinkender Kunstblüte erreicht, weil die technische Ausbildung, die Formgewandtheit selten einen ebenbürtigen Stoff findet und statt dessen zur leeren Virtuosität entartet. Wenn die Frühzeit unter rohem Naturalismus oder starrer Gebundenheit im Mythos leidet, so neigen Verfallsepochen zu subjektiver Willkür oder zu spitzfindigem Allegorisieren.

Im Gegensatz zu diesen Epochen der Unreife oder der Zersetzung entwirft Hettner unter Anlehnung an Hegels Ästhetik eine begeisterte Schilderung von der Zeit der höchsten Kunstblüte, der Epoche „idealer Realität“, der vollkommensten Einheit religiöser Würde und sinnlicher Schönheit, der „Allgegenwart der Gottesidee“ in der Diesseitigkeit des individuellen Erlebnisses. Dazu kommt noch — ein für Hettner sehr wichtiges Moment — der Zustand politischer Reife und eines kräftigen bürgerlichen Selbstgefühls, der Triumph des echten demokratischen Geistes im Bewußtsein der Freiheit. „Deshalb ist hier die Kunst so durchaus öffentliche, lebendige Nationalsache, von allen erstrebt und verstanden, und deshalb auch der innerste Ausdruck des ganzen Volks- und Zeitbewußtseins. Es muß dies die Zeit der reichsten Kunstblüte sein. Und die Kunst muß dann dasselbe Gepräge der freien Menschlichkeit, der idealen Heiterkeit, der leidenschaftslosen Stille und des ruhigen Gleichmaßes inmitten der vollsten, bewegtesten Frische und Fülle haben, die das Gepräge der ganzen Zeit ist.“ Damals schuf die griechische Kunst ihre höchsten Götterideale, aber „beseelt und erwärmt von der Frische und Freudigkeit des sinnlichen Lebens, und dieses ist wieder gezügelt und geadelt von dem hohen Gehalt, den es ausdrückt. Hier ist das Höchste der Kunst, denn hier ist ihr innerstes Wesen, die innige Einheit und Durch-

dringung des Individuellen und Allgemeinen, geschichtliche Wirklichkeit.“

Es ist nicht schwer, in diesen Ausführungen ältere Theorien wiederzuerkennen, vor allem Gedanken Windelmanns, mit dem Unterschied, daß der letztere auf das politische und staatliche Leben noch mehr Gewicht legt, als auf die Beziehungen zu Kult und Religion, und daß die Zeichnung für ihn eigentlich den Hauptmaßstab der Beurteilung abgibt. Daher erblickt er auch das Kennzeichen des Abstiegs, abgesehen von effektscher Nachahmung, in dem Überhandnehmen allzu weicher Linien und einer weiblichen Grazie; er hatte in dieser Hinsicht in dem Stile des entarteten, spielerischen Rokoko ein Beispiel aus seiner eigenen Zeit unmittelbar vor Augen. Hettner dagegen entnimmt seine Kriterien den Beobachtungen, die er an dem absterbenden Klassizismus und einer in zügelloser Laune und phantastischer Unnatur entarteten Romantik gemacht hatte. Die Charakteristik der Verfallszeit griechischer Kunst ist auf denselben Ton der Mißbilligung gestimmt, wie seine Kritik paralleler Erscheinungen der Barockkunst, die nach seiner Auffassung zwischen grellen naturalistischen Effekten und bizarren Spielereien subjektiver Laune hin und her schwankt.

Auf diese Weise ergibt sich ein geschichtsphilosophisches Schema, das in Hettners kunst- und literaturhistorischen Arbeiten überall durchschimmert, ein Schema, das in Hinsicht auf das zu erstrebende Ideal freien Menschentums an den älteren Humanitätsbegriff anknüpft und in seinem symmetrischen Aufbau die Nachwirkung der klassizistischen Gleichgewichtslehren deutlich verrät. In dieser Methode wurde Hettner aber noch wesentlich bestärkt durch seine sorgfältigen Studien der italienischen Renaissance, deren Verlauf allerdings in mancher Hinsicht eine Parallele zu der Geschichte der griechischen Plastik bot, in noch höherem Maße aber zu Vergleichen mit den Entwicklungsstufen der deutschen Klassik herausforderte.

III.

Der Einfluß des durch Forschung oder Intuition gewonnenen Renaissancebildes auf die ästhetische Lebensanschauung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ist erst neuerdings gewürdigt worden, aber vorwiegend nach der Seite, die durch die Linie Burckhardt — R. F. Meyer — H. Grimm — Nießsche bestimmt ist. Das entscheidende Moment liegt hier in der Vorstellung eines durch

geistige Überlegenheit und schöpferische Kraft ausgezeichneten Zeitalters, dessen gewaltige Energie sich in genialen Naturen von kolossalem Ausmaß entladen konnte. Daß sich so viele, die eine dritte Phase politischer Reaktion in den fünfziger Jahren erleben mußten, an der Dynamik dieses Übermenschentums innerlich erbauten, läßt sich auf mehrfache Weise erklären.

Von großer Wichtigkeit ist zunächst die Verwandtschaft beider Epochen hinsichtlich ihrer Daseins- und Wirklichkeitsfreude, ihrer Sehnsucht, aus dumpfer Scholastik oder abstraktem Hegelianismus heraus an die Quellen des Lebens zu gelangen, sich an sinnlicher Anschauung zu erlaben. Das jungdeutsche Programm von der neuen Diesseitsreligion der Schönheit und der Freude lag schon ganz in dieser Richtung; der Positivismus Feuerbachs und der ungeahnte Aufschwung naturwissenschaftlicher Erkenntnis mußten auch einer neuen Auffassung von der Funktion der Kunst, einem kräftigen Realismus den Weg bahnen. Es waren zwei Wege, die sich hier eröffneten: auf der einen Seite eine bürgerlich-demokratische Einstellung, die mehr zu den Idealen der Aufklärung neigt und aus den Erlebnissen von Durchschnittsmenschen, aus Umwelt und Alltag ihre Stoffe entnimmt, auf der anderen die aristokratisch-heroische Lebensstimmung, in der romantische Vergangenheitssehnsucht verschmilzt mit echt germanischem Individualismus und mit der leidenschaftlichen Hingabe an den erkorenen Führer. Es ist begreiflich, daß der Mangel an einem öffentlichen Leben und an großen nationalen Aufgaben, überhaupt das drückende Gefühl von Stille und Stagnation erst recht so manche Kraft- und Tatmenschen auf sich selbst zurückwies: sie suchten und fanden Ersatz in der Betrachtung heldenhafter Gestalten und Zeitalter, denen es vergönnt war, sich ungehemmt auszuleben. Es mag hier auf eine analoge Erscheinung in der Gegenwart hingewiesen werden, und zwar auf den intensiven Napoleontkultus, der zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten besonders in populären Zeitschriften sein Wesen trieb und trotz des schreienden Gegensatzes zu amerikanischen Institutionen ein dankbares Publikum fand, weil die Volkspheantasie aus dem Einerlei ihres demokratischen Gleichheitsparadieses nach Spannung und Erschütterung, nach großen Gestalten und aufregenden Geschehnissen verlangte.

Das Studium des Renaissancezeitalters ermöglichte großzügig angelegten künstlerischen Naturen, die heroische Lebens-

stimmung ästhetisch zu genießen, die ihnen die Wirklichkeit versagte, und dieser dynamische Renaissancismus, wie man ihn wohl bezeichnen darf, ist längst als einer der wichtigsten Impulse des deutschen Geisteslebens erkannt worden. Er hat Vorläufer unter den Romantikern und vor allem in Heinse; es fragt sich allerdings, ob nicht für den letzteren der eine Name „Rubens“ weit mehr bedeutete, als alle Großen der italienischen Renaissance. Mag ihn auch der dämonische Machtwille und der kalt berechnende Immoralismus der Renaissancemenschen faszinieren, so schwelgt er doch lieber in dem sinnlichen Glanze und der Kaufstimmung des Barocks, in Darstellungen der strohenden Fülle flämischer Gesundheit und des glutatmenden Verlangens ungezügelter Leidenschaft. Man braucht nur des Napoleoniden Stendhal Interpretation der Renaissance neben Heinse zu stellen, um den Unterschied ohne weiteres zu erkennen.

Ganz andere Züge trägt das Renaissancebild, das sich durch den Klassizismus eingebürgert hat und für die Einschätzung jenes Zeitalters die ästhetischen Normen der Harmonie, des Gleichmaßes und der Formschönheit zugrunde legt. Es ist eine Auffassung, die das von der Antike abstrahierte apollinische Schönheitsideal stiller Größe auf die Blüte der italienischen Kunst überträgt und in Raffael und den Leistungen der Hochrenaissance die gleichen Wesensmerkmale klassischer Idealität erkennt. Dieser apoUinische Renaissancismus, der also die Vorstellungen von der Schönheit des griechischen Geistes in sich aufgenommen hatte, verschmolz mit dem neuerworbenen Bilde der Weimarer Literaturblüte: das Ergebnis ist das Dogma der klassischen Trinität von Athen, Rom und Weimar, das durch den Neuhumanismus in dem deutschen Bildungsleben des 19. Jahrhunderts fest verankert wurde. Diese Orientierung bestimmt auch Hettners Kunst- und Literaturauffassung und verdankt ihre außerordentliche Verbreitung und Beliebtheit nicht zum mindesten dem andauernden Einfluß seiner Literaturgeschichte, die in ihrer Gesamtanlage in mehrfacher Hinsicht große Verwandtschaft mit seinem Renaissancebild zeigt.

Schon früh trug sich Hettner mit dem Gedanken, eine „Bildungsgeschichte des italienischen Renaissancezeitalters“ zu schreiben. Die „Italienischen Studien“, die erst 1879 erschienen, aber zum großen Teile früher entstanden sind, lassen in ihrer

Gruppierung deutlich das Dreistufenschema erkennen, das auch einer ausführlicheren Darstellung ohne Zweifel zugrunde gelegt worden wäre. Über den eigentlichen Gipfel der Renaissancekunst war schon im 16. Jahrhundert zwischen Biondo und Lodovico Dolce ein lebhafter Streit entstanden, den auch Hettner in den „Italienischen Studien“ berührt und der sich in dem Gegensatz zwischen Vasari und Bellori fortsetzte. Während Biondo und Vasari den Titanismus Michelangelos vergötterten, hatten Dolce und Bellori das apollinische Schönheitsideal Raffaels zur Norm ihrer Kunstkritik gemacht, und Winckelmann war ihnen darin gefolgt, um so mehr, als Bellori die Antike — allerdings die römische Antike — als Hauptquelle und Vorbild von Raffaels hohem Stile ansah. Diese Idealisierung Raffaels, die in der schwärmerischen Verehrung der deutschen Nazarener und in Passavants Biographie ihren Höhepunkt erreichte, bestimmt auch Hettners Renaissancebild; er bietet ein Seitenstück zu Belloris Darstellung von Raffaels vatikanischen Stanzten in seiner eigenen Beschreibung dieser Gemälde, vor allem in der feinsinnigen Analyse der sogenannten „Schule von Athen“, einem Glanzstück seiner „Italienischen Studien“. Auch für Hettner bleibt die durch Goethe sanktionierte Auffassung der Mittelfiguren, die sich trotz H. Grimms Einspruch behauptet hat, maßgebend, aber in seiner mathematischen Ausdeutung des Kompositionsschemas geht er viel weiter als die neuere Kritik. Als Gesamtkunstwerk ist die „Schule von Athen“ für ihn der vollkommenste Ausdruck „erhabenster und freier Renaissancebildung“, „die Apotheose der höchsten Ideale der Menschheit“.

Um Raffael und Michelangelo als hochragende Gipfel gruppieren sich die an- und absteigenden Höhenzüge der Renaissancebewegung, und gerade in der Darstellung dieser Epochen werden die Analogien zu den Entwicklungsstufen der deutschen Klassik mit Vorliebe betont. Petrarca und Boccaccio, denen Hettner eins seiner schönsten Kapitel widmet, werden in Übereinstimmung mit Burckhardt als die ersten Verkünder eines gesteigerten Persönlichkeits- und Freiheitsgefühls gefeiert; es ergeben sich dabei Parallelen zwischen Petrarcas „dolendi voluptas“ und der Wollust des Schmerzes (luxury of grief) der europäischen Empfindsamkeitsepoche, zwischen Petrarcas Vergangenheitsromantik und Rousseaus Flucht in die Träume eines Naturzustandes,

zwischen Boccaccios Bekenntnis seiner Seelenqualen in dem *Fiammettaroman* und der Liebestragödie *Werthers*, andererseits zwischen der „zügelloßen, sophistischen Genußlehre“ des *Defamerone* und der Lehre von der Emanzipation des Fleisches, die in *Heinses „Ardinghello“* und *Schlegels „Lucinde“* gepredigt wird; allerdings läßt sich diese letzte Parallele in Anbetracht der grundverschiedenen literarischen Voraussetzungen kaum aufrecht erhalten.

Sehr lehrreich ist wiederum der Vergleich der Kunstrichtung, die aus den Anschauungen der Dominikanertheologie, ihrer Askese und Verinnerlichung des religiösen Lebens hervorging, mit der Wirkung des Pietismus auf die Kultur des 18. Jahrhunderts; der Gegensatz zwischen Savonarola, dem „fragenhaften, phantastischen Ungeheuer“, wie Goethe ihn nennt, und dem aufgeklärten, platonisierten Christentum der Florentiner Akademie wiederholt sich in milderer Form im 18. Jahrhundert. Man erkennt gerade hier deutlich die Beziehungen zwischen den älteren und jüngeren Formen des Humanismus und der pantheistischen Schönheitsreligion: Beziehungen, die später Dilthey herausgearbeitet und auf die gemeinsamen Urquellen plotinischer Mystik und des Monismus der römischen Stoa zurückgeführt hat.

Die Deckengemälde Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle zählt *Hettner* trotz ihres titanischen Unendlichkeitsstrebens und ihrer überwältigenden Kolossalität noch zu den Wundern der Hochrenaissance, in dem „Jüngsten Gericht“ dagegen erkennt er bereits den Geist der „neuerwachten finsternen, strengeren Kirchlichkeit“. Die freie harmonische Renaissancebildung verfiel, denn „das neue Menschheitsideal, das sie aus den Dichtern und Denkern des Altertums gezogen, vermochte sie weder in der sittlichen Gesinnung noch in der ringenden Erkenntnis der Menschen zur vollen durchgreifenden Herrschaft zu bringen“.

Das letzte Kapitel der „Italienischen Studien“ beschäftigt sich mit dieser „Verfallsepoche“, der Kultur der Gegenreformation und des Barocks, eines Zeitraums, der hinsichtlich seiner positiven Werte heute ganz anders eingeschätzt wird. Die Unzulänglichkeit der Verfallsthese liegt angesichts der Ergebnisse der neueren Barockforschung auf der Hand, sie gehört aber zu dem triadischen Schema und wird in *Hettners* Darstellung überdies noch gestützt durch den Vorwurf der inneren Fäulnis und „verbrecherischen

Selbstsucht“, unter besonderem Hinweis auf Machiavellis „Buch vom Fürsten“. Aus dem Mangel an einem sittlichen Gewissen leitet Hettner ganz wie in der deutschen Literaturgeschichte die Verkümmernng der echten Tragödie im 17. Jahrhundert ab; er steht mit seiner Forderung einer tragischen Schuld und Sühne, des Sieges der „gefährdeten sittlichen Weltordnung“ tatsächlich noch im Banne der älteren spekulativen Ästhetik, von der er sich in seiner Jugendabhandlung losgesagt hatte; die Aristotelische „Katharsis“ bedeutet für ihn daher auch noch „Reinigung der Leidenschaften“, anstatt „Erschütterung, Entladung“, nach der neueren durch Jakob Bernays begründeten Auffassung. Wie wenig Hettners Ästhetik mit dem Positivismus oder Psychologismus gemeinsam hat, zeigt auch seine Ablehnung der Theorie, die das Tragische „lediglich in die Größe heroischen Handelns und heroischen Leidens setzte“. Diese aus Seneca abstrahierte und dem Barockgeist durchaus gemäße Auffassung kommt tatsächlich der Definition sehr nahe, die z. B. Lipps in seiner Abhandlung „Der Streit über die Tragödie“ vertrat, und die unter Ausschaltung aller metaphysischen und Weltanschauungselemente das Tragische lediglich in der Prüfung und Selbstbehauptung des Edlen und Schönen im Leiden und Untergang erblicken wollte. Hier berühren sich die naturalistischen Tendenzen des 17. und späteren 19. Jahrhunderts, getrennt durch das Jahrhundert spekulativ humanistischer Ethik, die im Einklang mit den Aufklärungsideen und ihrer Vervollkommnungsthese nach sittlichen Maßstäben und Aufgaben sucht.

Besondere Kennzeichen der Verfallszeit sind auch Erscheinungen wie die religiöse Schwärmerei, „die Sucht nach dem Seltsamen, Grillenhaften, oft sogar sinnlich Frechen“, „ein kalter reflektierter Zug“ auf der einen Seite und auf der anderen Schwulst und Pomp, vor allem das Schwanken zwischen krassem Naturalismus (wie in dem Greuel- und Schauerdrama) und theatralischer Effekthascherei. Hier wäre an den bekannten Streit der Naturalisten (Caravaggio, Ribera, Strozzi) und Manieristen (Caracci, Bronzino, Zucchero) zu erinnern, einem Gegensatz, der typisch ist und sich in Zeiten einer unsicheren oder mangelhaften Geschmacksbildung immer wiederholen wird. Übrigens hatte sich die Bezeichnung „Manier“ durch Raphael Mengs, Goethe (dessen Aufsatz „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“ sich teilweise an Mengs anlehnt), F. Schlegel, Schelling und andere

auch in der deutschen Kunstkritik eingebürgert, und zwar in mannigfachen Schattierungen, jedoch durchweg im Sinne eines subjektiven Elements, das in der Behandlung zum Ausdruck kommt. Bei Hettner hat dieses Wort, im Gegensatz zu Goethes Gebrauch, stets einen tadelnden Nebensinn und wird besonders gern auf „Verfallszeiten“ angewendet, ganz ähnlich wie bei Rumohr. Als gelehrte „Manier“ gilt das Antikifizieren, das Hettner überall verurteilt, wo es das Ursprünglich-Volkstümliche verdrängt, in der Literatur wie in den bildenden Künsten; nur der Monumentalstil Palladios und seiner Schule, den er auf seiner zweiten größeren Italienreise 1871 in Genua besonders schätzen gelernt hatte, findet uneingeschränktes Lob.

Hettner schließt seine „Italienischen Studien“ mit den Worten: „So traurig das Ende der italienischen Renaissancebildung war, die großen Ideale reinen und freien Menschendaseins, welche sie wiedererweckt hatte, bleiben unverloren. Die großen Bildungskämpfe des 18. Jahrhunderts haben die unausgekämpften Kämpfe des 15. und 16. Jahrhunderts wieder aufgenommen und sie zum unentzweifelbaren Siege geführt. Die Aufklärungsliteratur Englands und Frankreichs und die tiefe Philosophie und schönheitsvolle Dichtung Deutschlands sind die glücklichen Erben und Fortbildner der großen Renaissanceideale geworden.“

IV.

Der Umweg, der von Hettners erster Beschäftigung mit den Problemen der Aufklärung über seine griechischen und Renaissancestudien wieder zu jenem Ausgangspunkt zurückführt, beschreibt etwa den Umfang und Entwicklungsgang der Ideen, der sich in seiner großen Literaturgeschichte zum Kreise rundet. Die genauere Analyse dieses Werkes wird auf Grund der bisherigen Ausführungen über die allgemeinen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge keine Schwierigkeiten mehr bieten: es handelt sich darum, nachzuweisen, wie Hettner die europäische Aufklärung unter dem Gesichtspunkt der Forderungen seiner Zeit beurteilte, wie er unter Anwendung seines Hauptschemas und gewisser feststehender Antithesen von der Höhe des Klassizismus die auf- und absteigenden Bewegungen der deutschen Aufklärung, des Sturmes und Oranges und der Romantik gliedert, miteinander verknüpft, die führenden

Geister als Träger der Ideen charakterisiert und vermitteltst dieses ideengeschichtlichen Pragmatismus eine harmonische Gesamtwirkung erzielt.

Als einem künstlerisch veranlagten Gelehrten, dem die großen Überlieferungen des Neuhumanismus in Fleisch und Blut übergegangen waren, standen Hettner bei seiner wissenschaftlichen Arbeit durchweg univervelle Bildungsziele vor Augen; alles geistige Ringen und Mühen gipfelte für ihn in dem Ideal freien Menschentums, in der Vorstellung der harmonisch durchgebildeten Persönlichkeit. Mit besonderer Teilnahme verfolgt er bei einzelnen Perioden wie Individuen den Vorgang der Klärung und Läuterung, den Aufstieg zur Höhe, und mit Widerwillen beobachtet er die Symptome des Verfalls. Die gewaltigen Umwälzungen, aus denen das europäische Geistesleben der Neuzeit hervorging, lassen sich natürlich nicht auf eine so einfache Formel bringen, dennoch ist das Grundschema auch hier unverkennbar: die englische und französische Aufklärung gelten als Vorbereitungsstadien der deutschen; sie boten die geistige Nahrung, deren die deutsche Bildung bedurfte, um sich wieder aus tiefem Verfall zu erheben. Die deutsche Aufklärung bringt diese keimkräftigen Ideen zur Reife und vollendet sich in dem klassischen Zeitalter deutscher Wissenschaft und Kunst, das wiederum gefolgt wird von der Verfallsepoche antikisierender Künstelei oder romantisierender Phantastik.

Folgende grundlegende Sätze aus der 1856 geschriebenen Einleitung zu der englischen Literaturgeschichte seien hier ausgehoben: „Die drei großen Kulturvölker, die Engländer, Franzosen und Deutschen, setzten der Reihe nach ihre Stimmen ein; das eine Volk führt das Thema fort, wo es das andere abbricht ... England ging voran in jenen großen Bildungskämpfen, die man als das Zeitalter der Aufklärung zu bezeichnen pflegt ... Seine gesunde Staatsverfassung und jene schlichte Vernunftreligion, die unter dem Namen des Deismus in alle Kreise drang, wurden für alle Völker leuchtendes Vorbild. Frankreich folgte. So großartig auch die Bewegungen Englands waren, sie hätten schwerlich diese siegende Macht gehabt, die sie in Wahrheit hatten, wenn nicht Frankreich dabei eine vermittelnde Rolle übernahm ... Inzwischen war auch Deutschland nach langer Erschlaffung wieder erstanden. Bald sogar wird es anführend und tonangebend. Mit wunderbarer Raschheit überflügelt es, wenn auch nicht durch

äußere Macht und Freiheit, so doch durch innere Bildung, durch Kunst und Wissenschaft, England und Frankreich. Aus dem Schüler wird es zum Lehrer.“

Seine geschichtsphilosophische Auffassung der europäischen Aufklärung hat Hettner im dritten Buche der französischen Literaturgeschichte niedergelegt: „Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts nimmt jenes vorzeitig unterbrochene Werk der Reformation des 16. Jahrhunderts nicht nur wieder auf, sondern bildet es selbständig und eigenartig weiter. Ihre Gedanken und Forderungen sind kühner und vordringender, rückhaltsloser und unerschrockener. Die Reformation ist theologisch, die Aufklärung philosophisch . . . Einzig das freie, rein auf sich selbst gestellte Denken entscheidet über die Wahrheit und Berechtigung der Dinge, über die sittlichen und gesellschaftlichen Rechte und Pflichten. Die Vernunft hat ihre verlorene Selbstherrlichkeit wiedererobert; der Mensch kommt wieder zur Besinnung über sich selbst . . . Nie ist ein Zeitalter unmittelbarer von der Philosophie beherrscht worden. Die Menschheit glaubt an die Kraft und Wahrheit der Philosophie. Kant spricht denselben Gedanken aus, wenn er die Aufklärung als das Heraustreten des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit bezeichnet.“

„Diese siegende Selbstgewißheit des menschlichen Geistes ist der Grundgedanke. Aus diesem Grundgedanken erklärt sich einerseits die Schwäche dieser Schriftsteller, daß sie keinen Sinn und keine Achtung für die Vergangenheit und die geschichtliche Entwicklung haben, daß sie in der Religion nur herrschsüchtige Priesterschaft und im Staate nur einen zufälligen Vertrag sehen. Zugleich aber erklärt sich aus ihm auch ihre Größe. Mit heldenmütiger und wahrhaft bewunderungswürdiger Energie und Kühnheit, mit der edelsten Selbstverleugnung und Begeisterung wenden sich diese Schriftsteller gegen alles, was in Kirche und Staat den unverbrüchlichen Anrechten des Geistes und des Gemüts zuwiderläuft. Mitten unter dem elendesten Drucke des Pfaffentums und der weltlichen Gewaltherrschaft behaupten sie die Freiheit und Würde der Menschennatur . . . Durch alle Besten der Zeit geht eine warme und tatkräftige Menschenliebe, eine jugendfrische Begeisterung und Opferfreudigkeit für die Sache der Menschheit. Man sollte daher endlich einmal aufhören, immer nur von dem auflösenden, zeretzenden, verneinenden Wesen, von der Leichtfertigkeit und

Freiheit der französischen Aufklärer zu sprechen . . . Wer auf gelichtetem und geebnetem Wege fest und sicher dahinwandelt, soll die Bahnbrecher nicht schmähen, daß sie in der Dunkelheit und Wildnis nicht die gleiche Sicherheit hatten, sondern sich erst durch manchen Umweg und Irrweg durchschlagen mußten.“

Diese Sätze zeigen aufs deutlichste, daß Hettner die Ideen der Aufklärung fortwährend in ihren Beziehungen zur europäischen Geistesgeschichte zu erfassen sucht, keinesfalls aber lediglich als Ausdruck einer materialistischen Philosophie im Hinblick auf verwandte Strömungen des 19. Jahrhunderts. Wenn er selbst seine Studien der französischen Enzyklopädisten als Ausgangspunkt seiner Gesamtarbeit ansah, so wollte er damit höchstens den äußeren Anlaß zu einer intensiveren Beschäftigung mit dieser Epoche bezeichnen, und es ist begreiflich, daß der tägliche Verkehr mit Moleschott seine Sympathien mit den Vorläufern des Positivismus kräftigte. Durch die Romantiker waren die Lehren des Rationalismus zu einem Zerrbild entstellt worden, und um so mehr hielten es die Anhänger der neuen realistischen Richtung für ihre Pflicht, zur Ehrenrettung ihrer Geistesverwandten etwas beizutragen. In diesem Zusammenhang verdient auch der Neukantianer Fr. A. Lange Erwähnung, der in seiner „Geschichte des Materialismus“ (1862) sogar La Mettrie einigermaßen zu rehabilitieren suchte.

Hettners Begeisterung für die französische Aufklärung läßt sich also, wie schon im ersten Abschnitt angedeutet wurde, aus den philosophischen und politischen Anschauungen seiner Zeit leicht ableiten. Zunächst kommt darin eine bewußte Reaktion gegen den Hegelianismus zum Ausdruck, gegen die Erzeugung und dialektische Vergewaltigung der Weltwirklichkeit durch das reine Denken. Der früher besprochene Aufsatz „Gegen die spekulative Ästhetik“ war ganz in diesem Geiste des Protestes geschrieben, und Hettner war daher um so eher geneigt, die Auswüchse der materialistischen Richtung nachsichtig zu beurteilen, weil er in dem Drange nach sinnlicher Anschauung, in der Hingabe an das Stoffliche und der herausfordernden Kampfesstimmung sich selbst und seine Epoche wiedererkannte. Daß er sich im übrigen der Einseitigkeit dieser Anschauungsweise bewußt blieb, beweist seine Kritik des französischen Materialismus, der, wie er schreibt, trotz seiner geschicht-

lichen Bedeutung auf den Ruhm „tieferer Wissenschaftlichkeit“ keinen Anspruch erheben könne.

Ein anderer Grund, der Hettner und seine Zeitgenossen zur Aufklärung hinzog, war ihr mannhaftes Eintreten für politische Freiheit und für die allgemeinen Menschenrechte. Allerdings war in dieser Hinsicht die Ausbeute auf deutschem Boden sehr mager, und der Historiker mußte sich damit begnügen, die theoretischen Erörterungen einiger fortgeschrittener Geister möglichst kühn auszuweisen. Auch Hettner versäumt diese Gelegenheit nirgends, und diese unverschleierte politische Einstellung gibt seiner Literaturgeschichte ein besonderes Gepräge. Es verlohnt sich, seine Urteile über die deutsche Aufklärung und ihre Hauptvertreter unter diesem Gesichtspunkt etwas näher zu betrachten.

Jede Epoche sucht durch kostenlose Anleihen aus der Vergangenheit ihr geistiges Kapital zu stützen; es war daher ganz folgerichtig, wenn die Hallischen Jahrbücher von 1842 verkündeten: „Das 18. Jahrhundert hat gegenwärtig für uns ein doppeltes Interesse, erstens als unsere nächste Vergangenheit, zweitens als unsere — wenigstens projektierte — Zukunft“. Auch Schloßers Geschichte des 18. Jahrhunderts war ganz in diesem Geiste geschrieben; zwei so grundverschiedene Historiker wie Gerwinus und Hettner verehrten in Schloßer ihren gemeinsamen Meister und übertrugen, jeder auf seine Art, die pragmatische Methode der zielbewußten Ausdeutung gegebener und gesuchter Zusammenhänge auf die Literaturgeschichte. Das Resultat war allerdings so verschieden, wie nur denkbar. Für Gerwinus war die gesamte deutsche Literatur, die er als abgeschlossen betrachtete, eigentlich nur die Voraussetzung für den noch viel herrlicheren Bau des kommenden freien deutschen Staates, und daher streben alle Linien und Perspektiven durch sämtliche fünf Bände seiner Literaturgeschichte diesem einen erhabenen Ziele entgegen.

Ganz anders Hettner: für ihn bleibt der literarästhetische Gesichtspunkt unter allen Umständen maßgebend; die deutsche Dichtung existiert um ihrer selbst willen und wird nach ihrem Eigenwert beurteilt, aber sie ist bedingt durch die sozialpolitische Wirklichkeit und kann sich nur behaupten, wenn sie von einer tüchtigen bürgerlichen Gesittung und einem kräftig entwickelten staatlichen Gemeinschaftsleben getragen ist. Es ist also eine doppelte Synthese, die Hettner hier als das zu erstrebende Ziel vorschwebt:

das individuelle Bildungsideal reinen und harmonischen Menschentums und die politische Freiheit des souveränen Volkes als Voraussetzung staatlicher Einheit. „Seid freie und vernünftige Menschen, seid freie und vernünftige Staatsbürger. Die Geschichte ist die Entwicklung der Menschen zum Wissen und Vollbringen der Vernunft und Freiheit“, mit diesen Sätzen, die an die Schlussbetrachtungen in Hegels „Philosophie der Geschichte“ erinnern, schließt das Kapitel über Kant und seine politischen Schriften. Diese Doppelsynthese individueller und staatlicher Autonomie, in der sich die widerstreitenden Gegensätze von Ideal und Wirklichkeit versöhnen sollen, ist die große Sehnsucht des Zeitalters, dem Hettner angehörte, das Programm, das zuerst von den Junghegelianern in den Hallischen Jahrbüchern wie ein neues Dogma verkündet wurde, und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf das Zeitalter der Aufklärung. „Das Prinzip,“ heißt es im Vorwort zum Jahrgang 1841, „um das sich jetzt alles dreht, ist die Autonomie des Geistes, und zwar im Wissenschaftlichen die Fortbildung des Rationalismus und im Staatlichen des Liberalismus. Im Politischen wird nun diese rationale Bildung der Zeit praktisch. Hier ist das Entsprechende, daß der Staat nicht ein verschleierter, geheimer und darum fremder Zustand, sondern ebenfalls die prozessierende Existenz unseres Selbstbewußtseins ist. Das Volk ist souverän, wie die Vernunft des Rationalismus in ihrer methodischen Bewegung ebenfalls souverän, der Prozeß des Absoluten selbst ist . . . Der Rationalismus und seine Methode wird sich durchsetzen, so wahr ein Gott lebt, denn dieser Prozeß ist das Leben Gottes selbst.“

Auch Hettner läßt nicht von seinem Glauben an diese staatsgewordene Humanität, aber die Abfassung seiner Literaturgeschichte fällt größtenteils in die Epoche politischer Stagnation, die eine Verwirklichung solcher Träume in weite Ferne zu rücken schien. So flüchtet er sich denn wie die meisten in die Vergangenheit und schöpft Trost aus der Tatsache, daß es in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts an Vorahnungen einer menschenwürdigen, politischen Wirklichkeit nicht mangelt. Ganz wie Windelmann, F. A. Wolf und F. Schlegel verweist auch Hettner gern auf das athenische Staatswesen und stellt es als Muster hin, weil sich dort die höchste Blüte der Kunst an dem Organismus eines gesunden freien Staatsbürgertums aufs Herrlichste entfalten konnte. Unter

den Größen des 18. Jahrhunderts bot zunächst Lessing manchen Anknüpfungspunkt, vor allem im Hinblick auf das klassische Goethezeitat, wonach die deutsche Poesie erst durch Lessing und indirekt durch die Taten Friedrichs des Großen nationalen Gehalt gewonnen habe. Aber weder Friedrich noch Lessing dachten an eine Nation auf Grundlage der Volkssouveränität, vielmehr hatte Lessing trotz seiner Sympathien für Möser und dessen Theorien einer Volksvertretung für ein aktives Staatsbürgertum, wie Hettner mit Recht betont, kein Verständnis. Die Freimaurergespräche zeigen, daß auch für Lessing Staat und Regierung nur notwendige Übel waren, nicht „tieffte, menschliche Wesensbedingung“. Wir — die Vorkämpfer der politischen Aufklärung — „suchen die Erfüllung der menschlichen Bestimmung nicht über und außer dem Staat, sondern im Staate selbst“. Erfreulicher waren Kants Ausblicke auf die Möglichkeit einer freieren Staatsform, auf Grund der unveräußerlichen Rechte des Menschen, eines Postulats der praktischen Vernunft. Aber freilich handelt es sich für Kant hier lediglich um eine Aufgabe für zukünftige Geschlechter, während er bei anderen Gelegenheiten eher als Verteidiger des aufgeklärten Despotismus erscheint und bezweifelt, ob die Menschen schon imstande wären, „sich ihres eigenen Verstandes ohne Leitung eines anderen sicher und gut zu bedienen“. Er denkt überhaupt zunächst an die wünschenswerte Freiheit in Religions- und Glaubensfragen; eine Anteilnahme des Volkes an der Gesetzgebung liegt noch in weiter Ferne und müßte sich vorläufig auf das Recht der Kritik beschränken.

Immerhin steht Kant wenigstens im Prinzip auf dem Boden einer republikanischen Staatsform und einer fortschreitenden Erziehung des Volkes zur Selbstverwaltung, und gerade in dieser Hinsicht versagte sein größter Zeitgenosse vollständig. Man fühlt in Hettners Darstellung von Goethes Dichten und Denken immer wieder seine Enttäuschung über den Mangel an Verständnis für eine volkstümliche Regierungsform. Es versteht sich von selbst, daß Hettner bei seiner vornehmen Haltung und vorwiegend ästhetischen Einstellung ein durchaus sachliches Urteil fällt und in das wüste Zelotengeschrei mancher Jungdeutschen ganz und gar nicht einstimmt. Aber ein leiser Unterton der Mißbilligung oder des Bedauerns ist oft vernehmbar, besonders wenn es sich um ein Werk wie Wilhelm Meister handelt, in dem für das Problem der Er-

ziehung zum freien Staatsbürgertum wohl Raum gewesen wäre. „Es ist eine überaus bedeutsame Tatsache, daß sich nirgends auch nur die leiseste Spur einer Einwirkung des öffentlichen Lebens, einer Einwirkung von Staat- und Gemeinwesen findet. Wir sagen dies nicht im Sinne eines Vorwurfs, sondern im Sinne unbefangener geschichtlicher Erkenntnis . . . Diese für uns so auffällige Uebergehung alles öffentlichen Lebens ist nur der getreue Ausdruck der deutschen Wirklichkeit des 18. Jahrhunderts, die zwar eine überschwellige Fülle von Innerlichkeit und Idealität, aber in ergreifendem Gegensatz kein tätiges und lebendiges Volkstum, zwar eine hohe und große Seele, aber nur einen dürrtigen und verkümmerten Körper hatte, und die von Goethe selbst treffend charakterisiert wird, wenn Werner zu Lothario sagt, „daß er in seinem ganzen Leben nie an den Staat gedacht habe und Abgaben und Zölle nur bezahle, weil es einmal so hergebracht sei“.

In den „Wanderjahren“ bildet allerdings die Frage der gänzlichen Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft, besonders nach der pädagogischen und wirtschaftlichen Seite, eins der Hauptthemen, aber Hettner bemerkt mit Recht, daß es sich hier nicht um eine neue Auffassung vom Wesen des Staates handele. „Im innersten Grunde ist dieser vermeintliche Sozialismus Goethes doch nur die Humanitätsidee des 18. Jahrhunderts, auf das Politische übertragen. Auch Wilhelm von Humboldts Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates handelt nicht von der Verfassung und Verwaltung, sondern nur von der Notwendigkeit gesellschaftlicher Zustände und Einrichtungen, in denen jeder einzelne sich in ungebundener Freiheit nach seiner Eigentümlichkeit entwickeln und verwerten könne, der Staat hat nur die Obliegenheit, für Sicherheit zu sorgen, für innere und für äußere.“ Erst dem sterbenden Faust erscheint die Vision einer neuen staatlichen Ordnung — wenn die Worte „freies Volk“ und „freier Grund“ so zu deuten sind —, aber alles das sind und bleiben Utopien, die für Goethe noch viel weniger praktische Bedeutung hatten als für Kant.

Die deutsche Literatur der Aufklärung und des Klassizismus bot also im Grunde wenig Material, das sich für die politischen Hoffnungen und Forderungen der fortschrittlichen Partei ausbeuten ließ; vollends die Wirklichkeit selbst bot ein trauriges Bild politischer Unmündigkeit und einer erbärmlichen Gesinnung in allen Fragen nationaler Würde und staatlichen Gemeingefühls.

Elegische Betrachtungen über diese jammervollen Zustände kehren bei Hettner häufig wieder, besonders im Hinblick auf den Fortschritt in den westeuropäischen Ländern. „Noch immer war um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Deutsche lediglich Privatmensch, welchem nicht nur alle Berechtigung und Möglichkeit, in die großen Fragen und Anliegen des öffentlichen Lebens selbsttätig eingreifen zu können, sondern selbst das Verständnis jenes tiefen Aristotelischen Gedankens, daß der Mensch seiner innersten Natur nach ein politisches Wesen sei, von Grund aus fehlte . . . Dieser Mangel politischen Sinnes ist auch für den Gang der deutschen Aufklärungskämpfe verhängnisvoll geworden. In England und Frankreich waren diese Aufklärungskämpfe religiös und politisch zugleich; in Deutschland waren sie bloß religiös.

„Die Folge so unpolitischen Sinnes war, daß, als in England die Juniusbriefe die öffentliche Meinung in die tiefste Aufregung versetzten, als in Frankreich die Einwirkungen Montesquiens, Rousseaus und der Enzyklopädisten das Feuer schürten, das kurz darauf zur offenen Revolution aufflammte, als Amerika seinen großen Unabhängigkeits- und Freiheitskrieg kämpfte, man sich in Deutschland höchstens mit der Frage beschäftigte, ob der Staat etwas Zufälliges und darum Vorübergehendes, oder ob er ein notwendiges Übel sei. Von der Wirklichkeit unbefriedigt, stürzte man sich in jenen stürmenden Anmut der durch Klopstock angeregten Freiheitsbegeisterung der sogenannten Sturm- und Drangperiode, welche sich in Prosa und Dichtung meist nur in flachem theoretischem Schwulst bewegte, weil sie nirgends über den fahlen Gegensatz von Freiheit und Tyrannei hinauskam . . . Und weil unter der elendesten Kleinstaaterei der Begriff eines einheitlichen Deutschlands vollständig verloren war, schwärmte und begeisterte man sich für das Ideal allgemeinen Weltbürgertums, ohne eine Ahnung davon zu haben, . . . daß der echte und berechtigte Kosmopolitismus nicht eine Verneinung, sondern nur eine Verklärung der Vaterlandsliebe und des politischen Selbstgefühls ist.“

In diesen Sätzen deutet Hettner auf die notwendige Folge oder auch Begleiterscheinung einer solchen Ausschaltung des Bürgers vom öffentlichen Leben; auf den Widerspruch zwischen inneren und äußeren Daseinsformen, zwischen Phantasierlebnis und Wirklichkeit, Geist und Körper. Diese auch von Fr. Wischer

geteilte Erkenntnis einer tiefgreifenden Zwiespältigkeit der deutschen Bildung, die nur im individualistischen Humanitätsideal eine Versöhnung suchte und fand, bestimmt die Gesamtanlage von Settners Literaturgeschichte, denn es läßt sich zeigen, daß die bewunderungswürdige Durchsichtigkeit in der Gruppierung des Stoffes hauptsächlich auf der systematischen Durchführung zweier Antithesen beruht: einerseits des Gegensatzes zwischen gelehrter oder höfischer Dichtung und realistisch-volkstümlicher Kunst, andererseits des Zwiespalts zwischen einem hochgespannten Idealismus des Herzens und einer unzureichenden Wirklichkeit. Die erste dieser Antithesen liegt der Darstellung des Aufklärungszeitalters zugrunde; die Versöhnung künstlerischer Forderungen mit einem geläuterten Volkstum durch die Vorklassiker leitet über zu dem klassischen Zeitalter, das in seinen Vorstufen, vor allem der Sturm- und Drangepoche, jenen Widerspruch zwischen einem gesteigerten Phantasieleben und einer allzu nüchternen oder verrotteten Wirklichkeit am deutlichsten ausprägt, das aber in den Besten und Größten dieser Generation das Ideal des freien und reinen Menschentums auf dem Grunde harmonischer Durchbildung der Phantasie- und Verstandeskräfte verwirklicht.

Diese zweite Antithese verschmilzt mit dem historischen Gegensatz zwischen Aufklärung und Sturm und Drang (Romantik), indem die prosaische Wirklichkeit als das Erzeugnis einseitiger Verstandeskultur angesehen wurde: auf diese enthud sich daher der ganze Zorn der Romantiker, unter völliger Verkennung der positiven, dauernden Werte der Aufklärungsbildung. Man urteilte nicht nach den Gipfeln, sondern nach den Niederungen dieser Kultur, ganz wie der Naturalismus von 1885 die große realistische Kunst, deren Schöpfer zum Teil noch lebten und wirkten, über sah und vielmehr die konventionelle Durchschnittsleistung zum Gegenstand der Kritik machte. In ähnlicher Weise galten damals Nicolai und die Popularphilosophen, die Vertreter der platten Nüchternheitsmoral und einer philisterhaften Lebensanschauung, als Quintessenz der Aufklärungsbildung, und gegen die poesielose Dürre, die Härte und Kälte dieser beschränkten Vernunftwelt erhob sich der Unendlichkeitsdrang der aufstrebenden Generation, ihr Verlangen nach Natur, nach ungehemmter Entfaltung elementarer Instinkte, ihr Sehnen nach einer reicheren und schöneren Menschheitsbildung. So konnte dieser zweite Gegensatz unter

verändertem Gesichtspunkt wohl als ein „Kampf gegen die Schranken der Aufklärung“ erscheinen.

Verfolgt man an der Hand dieses großzügigen Schemas die Darstellung der einzelnen Epochen und Richtungen durch alle vier Bände, so tritt jener bereits erwähnte Vorzug einer überaus klaren und leicht verständlichen Gliederung deutlich zutage. Schon Kapitelüberschriften weisen auf das Grundschema hin, wie z. B. „der Gegensatz zwischen Renaissance und Volkstümlichkeit in Kunst und Dichtung“; entsprechend wird der Zeitraum von 1700 bis 1740 als „gesteigerter Gegensatz und beginnende Veröhnung“ charakterisiert. Auf die Vorgeschichte der volkstümlichen Strömung geht Hettner nicht weiter ein; offenbar erkannte er darin denselben Drang zur Wirklichkeit und sinnlichen Anschauung, der ihn selbst und seine Zeitgenossen zum Positivismus führte, und umgekehrt in der gelehrten höfischen Dichtung den gleichen Hang zur Allegorie, zu spießindiger Maniertheit und trüber Phantastik, den er an der Romantik und den Nachläufern der klassizistischen Kunst verurteilte. Genau dieselbe Forderung einer Durchdringung volkstümlicher und idealer Elemente, die er für die Kunst und Dichtung seiner eigenen Zeit erhob, liegt daher seiner Darstellung der Aufklärung zugrunde. Dementsprechend werden Ziele und Aufgaben der vorklassischen Dichtung folgendermaßen beschrieben: „Überall das bewußte und rastlose Streben, den unnatürlichen und verderblichen Gegensatz zwischen Kunstdichtung und Volksdichtung, endlich einmal von Grund aus aufzuheben. Es galt, die Kunstströmung, welche in ihrer Idealitätsforderung berechtigt, aber in ihrer einseitigen Anlehnung an die Franzosen und in ihrer vornehmen Abwendung vom Volksleben entartet und verflacht war, und die nicht minder berechtigte, aber in ihrer schmachvollen Erniedrigung völlig unkünstlerische und idealitätslose Volksdichtung wieder zu ihrer naturgemäßen und notwendigen Einheit und Veröhnung zurückzuführen. Es galt, eine Kunst und Dichtung zu finden, welche künstlerisch ideal und volkstümlich zugleich ist.“

Dieser Gegensatz zwischen Volks- und Kunstdichtung, der seitdem fast zu einem Gemeinplatz der Literaturhistoriker geworden ist, mußte besonders einem Zeitalter zum Bewußtsein kommen, das aus der Wirklichkeit heraus das Poetische zu entwickeln suchte und für die Neuordnung des politischen und gesellschaftlichen

Lebens auf breitester volkstümlicher Grundlage alle Kräfte einsetzte. Immermann war einer der ersten, der in seinen Betrachtungen über „Lehre und Literatur“ in den „Memorabilien“ über die Möglichkeit einer neuen, wahrhaft nationalen Kunst philosophierte. Für Gervinus und Hettner wurde die Antithese grundlegend, und Vischer verwendete sie in seiner Ästhetik nach der dialektischen Methode, um das neue Dritte, eine noch zu erwartende ideal-volkstümliche Kunst und Dichtung, daraus abzuleiten. In Scherers Literaturgeschichte wirkt die Formel nicht mehr systembildend, vielmehr werden die verschiedenen Mischungen und individuellen Schattierungen im einzelnen motiviert und möglichst objektiv gewürdigt.

In Hettners Darstellung ist das Schema sorgfältig durchgeführt; er verläßt nicht bei der Besprechung der einzelnen Dichter jedesmal auf ihre Bedeutung für die Lösung jenes Problems zurückzukommen: er erklärt Gellerts Popularität daraus, daß er, als einer der ersten, Literatur und Leben wieder zusammenführte, er weist auf Bach und Händel als Erben einer ungebrochenen Volksphantasie und erblickt auch in den besten Leistungen Klopstocks die Erfüllung „einer volkstümlichen und doch zugleich ideal stilvollen Kunst“. Vor allem wird Lessings Drama als der vorläufige Schlußstein dieser Entwicklung gewürdigt; er wurde der Retter und Neubegründer des deutschen Dramas, weil er „die große Aufgabe der Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volkstümlichen . . . zur entscheidenden und für immer maßgebenden Lösung brachte“. Aus der klaren Einsicht in die Natur dieser Aufgabe leitet Hettner daher auch Lessings Verhältnis zu Shakespeare ab: er erkannte es „als die eigenste Größe von Shakespeares gewaltiger Dichtung, daß sie fest und eigenartig auf der heimischen Volksbühne fuße und doch in dieser Ursprünglichkeit zugleich alle höchsten und idealsten Kunstforderungen erfülle, daß also hier in maßgebender Vollendung bereits erreicht sei, was das deutsche Drama auch seinerseits mit allen Kräften erstreben müsse“.

Auch die Gliederung der letzten beiden Bände, für die der Gegensatz zwischen dem zwiespältigen Titanismus des Sturmes und Dranges und der Läuterung zum Ideal der Humanität von selbst gegeben war, zeichnet sich durch die gleiche Durchsichtigkeit aus. In Herder kreuzen sich die gewaltigen Bildungskämpfe

jener Zeit; er gehörte nicht zu den „klassischen Menschen, sondern war ein Opfer des Zwiespalts zwischen den Anforderungen und Bedürfnissen seines hochstrebenden Geistes und zwischen dem Druck der äußeren Umgebung“. Dieses schwer empfundene Mißverhältnis hatte „eine grüblerische Reizbarkeit des Gefühlslebens erzeugt, die ... der mächtige Antrieb seiner geschichtlichen Größe und zugleich seine tragische Schwäche wurde“.

Im Gegensatz zu Herder wird Goethe als der begnadete Mensch gefeiert, in dem sich schon früh die Versöhnung der streitenden Gegensätze zum Ideal reinen Menschentums ankündigte. „Das große Grundthema jener ringenden Zeit, der schmerzreiche Widerspruch zwischen Herz und Welt, Ideal und Wirklichkeit, wo erklingt es mächtiger und ergreifender als im Götz und Werther und in der dämonisch erhabenen Faustdichtung?“ Hettners Behandlung des Faustproblems kann heutigen Ansprüchen begreiflicherweise nicht genügen, dennoch ist sie durchaus folgerichtig: wenn das Hauptthema in dem tragischen Kampf „zwischen dem angeborenen Unendlichkeitsgefühl und den angeborenen Schranken der menschlichen Endlichkeit“ besteht, so mußte das Werk sowohl als Erkenntnis- wie Lebenstragödie ohne Abschluß bleiben, „weil niemals der Augenblick eintreten kann, in welchem das aufstrebende Unendlichkeitsgefühl und die tatsächliche Endlichkeit bruchlos ineinander aufgehen“. Es klingt allerdings etwas schulmeisterlich, wenn Hettner aus dem gleichen Grunde den „vermeintlichen Abschluß“ des zweiten Teiles nicht als eine organische Krönung des hochragenden Baues, sondern nur als „ein dürftiges Notdach“ bezeichnet, aber gerade in diesem Urteil kommt der im vorigen Abschnitt beschriebene apollinische Renaissancismus zum Ausdruck, der einen wirklichen Abschluß nur in einem Ausgleich der Gegensätze erblickt, in der harmonischen Rundung der Lebenskurve, nicht aber in dem ruhelosen Streben des gotischen Unendlichkeitsdranges, dem nur der Tod ein Ziel setzt. Wir erwarten heute von Fausts Erdenlauf nicht mehr die Erfüllung des klassischen Lebensideals und legen daher auch einen anderen Maßstab an den zweiten Teil der Tragödie.

Die besondere Einstellung Hettners in allen Fragen geistiger und sittlicher Bildung erklärt von selbst, warum ihm die Apostel der Geniezeit, die Gefühlsphilosophen und pietistischen Schwärmer im ganzen nicht sehr sympathische Figuren waren; er erkennt in

ihrem Gebahren alle unerfreulichen Begleiterscheinungen und Auswüchse eines rohen Naturalismus, keine Verfallsymptome, sondern eher einen Überschuß an Kraft und Lebensdrang, aber an einem Kraftgefühl, das sich nicht zu bändigen weiß. So wird z. B. der junge Klinger charakterisiert: „Statt des Hinabsteigens in die geheimnisvollen Tiefen der leidenschaftlich bewegten Menschenbrust nur lärmendes und tobendes Ungestüm oder grelle und grausame Schaudergemälde der gesellschaftlichen Uebel und Härten“. Müllers Faust wird mit dem Goetheschen verglichen und als abstoßend roh empfunden. „Müllers Faust ist nicht das hehre Spiegelbild ungestümen Unendlichkeitstrebens, sondern nur der trübe Niederschlag des sophistischen Geniewesens der Sturm- und Drangperiode, welches die Fülle des Genies nicht selten nur in der Entfesselung der Leidenschaft und in verlumpfter Niederlichkeit suchte.“ Besonders scharf und einseitig lautet das Urteil über Hamann; auch Heine ist für Hettner als Dichter nur eine „rein pathologische Erscheinung, eine eigenartige Ausgeburt jener krankhaften Freigeisterei der Leidenschaft, welche die allgemeine, wenn auch sehr vielgestaltige Krankheit der gärenden Zeit war“. Dagegen zollt Hettner den Leistungen und der außerordentlichen Begabung Heines als Kunstschriftsteller vollste Anerkennung.

Es ist sehr begreiflich, daß auch an Schillers Jugenddichtungen die bekannten Mängel, wie die grellen Bühneneffekte, die gespreizte Deklamation, plumpe Motivierung, Roheit und Unreife gerügt werden, doch würdigt Hettner trotz aller Verstöße gegen den guten Geschmack an Schillers Jugenddramen die „unvergängliche Poesie der Leidenschaft“, den „unverwüstlichen Reiz idealistischer Schwärmerei“ und „die strotzende Lebenskraft der Charaktere; er bedauert sogar, ganz wie Immermann und Ludwig, daß dieser realistische Sinn für das Individuelle, der Anfang zu einem echt deutschen dramatischen Stile, in Schillers Entwicklung nicht fortgebildet und geläutert, sondern getilgt wurde. Vor allem gewinnt Schiller seine Sympathien, weil er sich nicht, wie die anderen Stürmer und Dränger nur auf „die stillen Fragen und Anlagen der Sitte und Bildung“ beschränkte, sondern „sich fast ausschließlich an die politische Seite Rousseaus hielt und den Ruf nach Erlösung und nach Wiederherstellung der verlorenen unverlierbaren Menschenwürde gegen die Zustände und Schäden des bestehenden Staatslebens selbst richtete“.

Im ganzen befriedigt der dritte Band von Hettners Literaturgeschichte vielleicht am wenigsten, weil die Schriftsteller dieser revolutionären und unausgeglichener Übergangsepöche zu sehr von der hohen Warte des klassischen Kunstideals aus beurteilt werden, so daß ihre individuelle oder relative Bedeutung dabei nicht recht zur Geltung kommt. Umgekehrt enthält der vierte Band, die natürliche Krönung des ganzen Werkes, einige der schönsten Kapitel und hat wohl auch die nachhaltigste Wirkung ausgeübt. Es war ein Stoff, der Hettner naturgemäß besonders anziehen mußte, denn in der deutschen Klassik erfüllte sich das apollinische Kunstideal schönheitsvoller Begrenzung, harmonischer Daseinsbefriedigung und hohen Menschentums. Zur Erreichung dieses Zieles diente das Griechentum als Führer, allerdings nicht ohne schweren Schaden für die Heranbildung eines sicheren, nationalen Stilgefühls, aber diese Verschmelzung nördlicher und südlicher Formprinzipien erwies sich zunächst als eine wahrhaft schöpferische Synthese, ganz wie die italienische Renaissance ihr Formgefühl an antiken Mustern geschult und bereichert hatte.

So stellten sich in Hettners Geist die drei Höhepunkte in der Gesamtentwicklung der Kunst als Erfüllung des apollinischen Schönheitsideals von selbst nebeneinander. „Weil Goethe und Schiller die Entfaltung und Betätigung der reinen und schönen Menschennatur . . . in ihrer eigenen Gegenwart und Wirklichkeit nicht fanden, suchten sie sich von dieser Gegenwart möglichst loszulösen und auf die schöne Menschlichkeit der Alten Welt und deren einfach hohe Kunst und Dichtung zurückzugehen. Es ist eine der wunderbarsten Tatsachen, in welcher großartig freien und lebendigen Weise diese beabsichtigte künstlerische Wiedergeburt hellenischer Art und Kunst ihnen gelang . . . Goethe und Schiller sind in der Geschichte der Dichtung, was Raffael und Michelangelo und die großen Italiener der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Geschichte der bildenden Künste sind. Hier wie dort ist die Reinheit und Höhe der alten Kunst höchstes Muster; aber hier wie dort behält der lebendige Herzschlag des eigensten heimischen Denkens und Empfindens seine unverbrüchlichen Rechte und führt zu den reizvollsten Erfindungen. Die Dichtung Goethes und Schillers ist Renaissance im höchsten und schönsten Sinne.“ —

„Ein Stillstand in der Vollkommenheit ist nicht wohl möglich, und es ist ganz natürlich, daß man rückwärts geht, wenn man nicht

vorwärts kommen kann“ — so philosophiert Vellejus Paterculus im ersten Buche seiner „Römischen Geschichte“, einer der ersten, der die Verfallsthese im größeren Maßstab zu verwerthen suchte und die Grundidee von Gibbons Geschichtswerk bereits vorwegnahm. Dementsprechend bemerkt Hettner in der höchsten Blüte der Weimarer Klassik bereits die Anzeichen des Verfalls, vor allem die Gefahr des Manierismus, der sich bei einseitiger Verfolgung eines Formprinzips von selbst einstellt. Er leitet die Verfallserscheinungen ganz folgerichtig aus demselben Vorgang ab, der die Blüte beschleunigt hatte: aus der Wendung zur Antike, denn auch sie im war Grunde eine Flucht aus der Wirklichkeit, ganz wie Romantik und Renaissancismus. Folgende von Hettner angeführte Bemerkung Goethes aus einem Briefe an Zelter bezeugt, daß jener innere Widerspruch schon damals schmerzlich empfunden wurde: „Sehr schlimm ist es in unseren Tagen, daß jede Kunst, die doch eigentlich nur zuerst für die Lebenden wirken soll, sich, insofern sie tüchtig und der Ewigkeit wert ist, mit der Zeit im Widerspruch befindet, und daß der Künstler oft einsam in Verzweiflung lebt, indem er überzeugt ist, daß er das besitzt und mitteilen könnte, was die Menschen suchen“. Hettners eigenes Urteil führt diesen Gedanken noch weiter aus: „Goethe und Schiller vermochten sich nicht lange auf der Höhe jener frei schöpferischen Versöhnung und Verschmelzung des Antiken und Modernen zu halten, die der unaussprechliche Zauber ihrer ersten antikisierenden Schöpfungen ist. Je mehr sie sich der Hemmungen bewußt wurden, welche die nordische Natur und die schöne Wirklichkeit der nächsten Lebensumgebung ihrem hohen Streben nach stilvoller Kunst entgegensetzten, um so rücksichtsloser und gewaltfamer meinten sie das Band lösen zu dürfen, das sie an Heimat und Gegenwart knüpfte . . . Es war schwer und fast unvermeidlich, daß, was zuerst tief innerliche lebendige Nachbildung gewesen, allmählich in äußerliche Nachahmung und in allerlei bloß philologische Experimente und Spielereien entartete.“

Dieser Gesichtspunkt beherrscht die Kapitel in der zweiten Hälfte des letzten Bandes, die sich mit der antikisierenden Theorie und Praxis des Weimarer Kreises befassen und neben viel berechtigter Kritik auch manche einseitige Urteile fällen, wie z. B. über die „Achilleis“, die „Pandora“ und vor allem die Helendichtung. Auch Schillers spätere Dramen (mit Ausnahme des

„Wilhelm Tell“) werden als wenig gelungene Experimente bezeichnet, um die antike Motivierung durch Schicksal und Verhängnis auch auf der deutschen Bühne heimisch zu machen. Hettner stimmt hier ganz mit Fr. Vischer überein, für den Schillers Dichtung überhaupt zu viel „Bildung“ und zu wenig echtes Volkstum enthält. Wenn schon das Wallensteindrama kaum noch als Charaktertragödie gelten kann, so legte Schiller, wie Hettner sich ausdrückt, jetzt die Art an die Wurzel, um möglichst rein im Geiste griechischer Schicksalstragik dichten zu können.

Hettners entschiedene Stellungnahme in diesen Fragen erklärt sich übrigens leicht aus seinen früheren Studien, die er teilweise schon 1850 in der „Romantischen Schule“, vor allem aber in seiner Abhandlung über das „Moderne Drama“ (1852) niedergelegt hatte. Das historische Drama, so heißt es in dieser Schrift, hat nur noch als psychologische Charaktertragödie eine Zukunft; für die bürgerliche Tragödie werden drei Arten aufgestellt, die durch die Schlagworte: Schicksal, Charakter, Idee bezeichnet sind. Die Tragödie der Idee, in der es sich nicht nur um individuelle Charaktergegensätze handelt, sondern um die höchsten Welt- und Menschheitsprobleme, stellt Hettner als das letzte zu erstrebende Ziel hin. Shakespeares hat in dieser Hinsicht keineswegs alle Möglichkeiten tragischer Kunst erschöpft, dennoch steht er als Hauptvertreter der Charaktertragödie hoch über den meisten deutschen Nachbildungen, die seine freie Behandlung der Einheiten zu völliger Regellosigkeit entarten lassen. Hettner weist bei der Besprechung von Gerstenberg, Klingers, Goethes Götter usw. auf die verderblichen Folgen dieses Mißverständnisses; Schiller dagegen brach absichtlich mit der charakteristischen Kunst, um wieder zu der primitiveren Form des antiken Schicksalsdramas zurückzukehren. Die „Braut von Messina“ nennt Hettner daher „eine philologische Studie nach der Antike“ und stellt sie in eine Reihe mit Goethes „Achilleis“. Heute würde man in diesen Fragen toleranter urteilen und nicht mehr die Charaktertragödie mit ihrem starren Schuld- und Sühnebegriff als Norm aufstellen. Gerade das realistische Drama hat einen neuen Typus der Tragödie entwickelt auf Grund einer Weltauffassung, die das Schicksal von sozialen oder biologischen Bedingungen ableitet und dadurch in gewisser Hinsicht die Aeschyleische Nemesis erneuert. Es genügt, auf Ibsens „Gespenster“ hinzuweisen, um daran zu erläutern, in

welcher Weise sich die Umbildung der Schicksalsidee vollzogen hat, und welche gewaltige tragische Wirkungen sich auch ohne die ethische Schuld- und Sühneforderung erzielen lassen. Schillers „Braut von Messina“ knüpft gleichfalls an die griechische Tradition an, verfolgt aber, wie Burdach so glänzend dargestellt hat, ganz andere Ziele. Was Schiller anstrebte, war ein von lyrischem Pathos durchsättigtes Chordrama, ein tragischer Stil, der aus dem Geiste der Musik geboren und erst in Wagners Gesamtkunstwerk verwirklicht ist.

Noch verhängnisvoller wurde die Verfallsthese für die Beurteilung von literarischen Tendenzen, die Hettner im 7. Kapitel als „Nachklänge der Sturm- und Drangperiode“ zusammenfaßt, die aber in Wahrheit als Keime neuer Bewegungen zu gelten haben und sich durch das ganze Jahrhundert als ungemein triebkräftig erwiesen. Es ist richtig, daß die drei Haupterscheinungen, die in dem Kapitel abgehandelt werden, Jean Paul, Hölderlin und die Romantik gerade jenen Gegensatz am greifbarsten verkörpern, den Hettner seiner Darstellung dieses Zeitraums zugrunde legt, „den tragischen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen des überquellenden warmen Herzens und der undurchbrechbaren Enge und Kälte der widerstrebenden Weltverhältnisse“. Aber gerade aus diesem vielleicht typisch-deutschen Konflikt ergeben sich immer wieder neue, individuelle Lösungen und positive Werte, die im Falle Hölderlins sogar erst ein Jahrhundert später ihre zeugende Kraft offenbarten. In dem Kapitel über Jean Paul bemüht sich Hettner die Vorzüge und Schwächen gerecht abzuwägen, aber es fragt sich, ob dieser Dichter überhaupt auf die Schattenseite der deutschen Klassik gehört, wo er von dem alles überragenden Doppelgipfel fast erdrückt wird, und nicht vielmehr auf die Sonnenseite des deutschen Realismus, der erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts seine volle Höhe erreicht. Es ist eigentümlich, daß Hettner, der doch mit einem der Größten, mit Gottfried Keller, in innigster Fühlung stand und dessen Meisterwerk, dem „Grünen Heinrich“, von vornherein das höchste Lob spendete, dennoch die Bedeutung der großen realistischen Welle, die über ganz Europa dahinging, als einer einheitlichen Bewegung nicht erkannt zu haben scheint. Dies erklärt sich ohne Zweifel aus seiner besonderen Einstellung auf das klassisch-apollinische Kunstideal; wie denn auch in seinen Schriften im allgemeinen Shake-

Sppeare und Rembrandt, die Hauptvertreter der charakteristisch-germanischen Kunst, zurücktreten gegenüber dem Dreigestirn: Sophokles—Raffael—Goethe. Ähnlich wie Wischer, erwartet auch Hettner das Heil von einem „klassisch gereinigten Shakespeare“.

Unter den „Nachklängen der Sturm- und Drangperiode“ sind auch die „Anfänge der Romantiker“ inbegriffen, und dieses Verfahren genügt schon, um den hier eingenommenen Standpunkt zu kennzeichnen. Es wäre sicher ganz verfehlt anzunehmen, daß ein so weitsichtiger und feinführender Historiker wie Hettner nicht die im tiefsten Grunde der deutschen Volksseele verankerte Eigenart der romantischen Dichtung und ihre gewaltige Bedeutung für das gesamte Geistesleben des 19. Jahrhunderts erkannt oder doch geahnt hätte; aber es erscheint doch auch vom damaligen Standpunkt als ein entschiedener Mißgriff, die Anfänge dieser Bewegung als Epigonendichtung gleichsam anhangsweise summarisch abzutun. Es ist bemerkenswert, daß Zeitgenossen Hettners, die seinen politischen Standpunkt teilten, einer unbefangeneren Würdigung der romantischen Schule fähig waren; dazu gehört z. B. der Historiker Heinr. Gelzer, der in seinem Werke „Die deutsche poetische Dichtung seit Klopstock und Lessing“ (1841), wie F. Schlegel und Heine von dem weltgeschichtlichen Gegensatz zwischen dem Klassischen und Romantischen ausgeht und den Ursprung der Romantik aus dem germanischen Volkscharakter zu begreifen sucht. Hettners Auffassung ist dagegen allzu sehr von der Verfallstheorie bestimmt, von der Vorstellung einer auf- und absteigenden Kurve; er erkennt daher in den romantischen Bestrebungen zumeist „falschen Idealismus“ und „trübe Phantastik“, einen Abfall von der Höhe des apollinisch-karen Menschheitsideals.

Der Hauptgrund des Mißtrauens, das Hettner und seine Gesinnungsgenossen gegen die Romantik hegten, ist schon im ersten Abschnitt angedeutet worden: es war das Bündnis der Spätromantiker mit der kirchlichen und politischen Reaktion. In dieser Stellungnahme der Neurationalisten wiederholt sich genau der gleiche Vorgang, wie in dem Verhältnis zwischen Sturm und Drang und Aufklärung; wie hier Nicolai, Garve, der bürgerliche Familienroman und andere kraft- und saftlose Verwässerungen der Aufklärungsideen der jüngeren Generation zum Spott wurden, so mußten die wahren Entdecker der romantischen Dichtung und Philosophie büßen für die Sünden der Finsterlinge

und Reaktionäre. Es war die Erbitterung der Enttäuschten und Betrogenen, die sich in solchen einseitigen Urteilen Luft machte, denn man erblickte in den weltflüchtigen und phantastischen Neigungen der Romantik das Haupthindernis für eine endliche Gesundung des innerpolitischen Lebens, eine Versöhnung von Traum und Wirklichkeit. Es hat fast ein Jahrhundert gedauert, ehe die deutsche Romantik in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben und als Ausdruck des deutschen Volkscharakters objektiv gewürdigt werden konnte; eine kritische Erörterung dieser Probleme bleibt dem nächsten Abschnitt vorbehalten.

Man kann in den verschiedenen Auflagen von Hettners Literaturgeschichte an gelegentlichen Einschaltungen verfolgen, wie sich seine eigenen Anschauungen über die politische Frage wandelten, wie sich die wachsende Zuversicht, daß es dereinst gelingen werde, „den traurigen Bruch zwischen den inneren Bildungsidealen und dem äußeren Dasein aufzuheben“ allmählich zur Gewißheit steigert und in dem stolzen Bekenntnis gipfelt: „Endlich sind wir in eine neue Epoche unserer Volksentwicklung getreten. Die gewaltigen Ereignisse der letzten Jahre haben die Taten der Väter vollendet. Aus Privatmenschen sind wir politische Menschen geworden, dem Geiste haben wir den entsprechenden Körper, der Freiheit und Schönheit höchster Bildung haben wir den naturnotwendigen Grund und Abschluß eines mächtigen und freien Volkslebens, einer schönen und lebenswerten Wirklichkeit gegeben ... Wer zweifelt nach den großen Taten und Ereignissen von 1870 und 1871, daß wir jetzt auch ein großes politisches Volk sind?“

Wer zweifelt daran? So wird hier der heutige Leser ausrufen und Betrachtungen anstellen über die Ironie der Weltgeschichte, über den entsetzlichen Hohn, der augenblicklich in dieser Frage liegt. Sie ist in der vorliegenden Ausgabe gestrichen worden; möge ein künftiger Herausgeber von Hettners Literaturgeschichte Veranlassung haben, sie mit berechtigtem Stolz zu wiederholen, im Vollgenuß der wiedergewonnenen Machtposition und der politischen Mündigkeit, die auch Kant als letztes Ziel der Aufklärung bezeichnet hatte.

V.

Die Vorzüge und Schwächen von Hettners Literaturbetrachtung ergeben sich aus den bisherigen Ausführungen von

selbst; auf der einen Seite eine erstaunlich klare, leicht faßliche Gliederung des weitverzweigten Materials, das sich mit der Plastik einer geistesgeschichtlichen Relieffarte vor dem Leser ausbreitet, auf der anderen die Gefahr, durch dieses Streben nach Vereinfachung, nach Symmetrie und Abrundung den verwickelteren Problemen und der Aufgabe sorgfältiger Motivierung nicht immer gerecht zu werden. Ähnlich wie in Runo Fischers „Geschichte der neueren Philosophie“ täuscht der kristallklare Spiegel der Darstellung darüber hinweg, daß in der Tiefe die eigentlichen Probleme schlummern, die nicht gelöst sind, weil sie in der Stille verharren. Hier darf an einen aufschlußreichen Spruch Goethes erinnert werden: „Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Anschaubare, das ewig tätige Leben in Ruhe gedacht.“ So ist auch die Vorstellung einer Versöhnung von Ideal und Wirklichkeit, die sich in dem „freien, reinen Menschentum“ verkörpert, im Grunde nichts als ein Bild des Gleichgewichts der Kräfte, „das ewig tätige Leben in Ruhe gedacht“, und daher nur ein vorübergehender Zustand, der bei der Darstellung des fließenden Lebens wohl Ruhepunkte der Betrachtung bieten, aber nicht zu einer überzeitlichen, allgemeingültigen Norm erstarren darf. Die ideengeschichtliche Konstruktion, die aus dem 17. Jahrhundert zur Höhe des Klassizismus und wieder abwärts zur Romantik führt — von der Aufklärung durch die Klarheit zur Entklärung —, erinnert an die Pyramide des Raffaelschen Kompositionsschemas und wird daher den am klassischen Muster geschulten Geschmack für Symmetrie und Proportion am ersten befriedigen, aber sie bleibt eine Konstruktion, ein Mittel, um die irrationale Dynamik geschichtlicher Kräfte durch regelmäßige geometrische Formen zu verendlichen und dadurch faßlich zu machen.

Hettners Literaturgeschichte ist keineswegs der letzte Versuch einer solchen großangelegten und folgerichtig durchgeführten Ideenarchitektur, aber schon gleichzeitig mit seinen Erstlingsarbeiten zeigten sich in der wissenschaftlichen Literatur deutliche Symptome einer wesentlich verschiedenen Auffassung von den Aufgaben und Methoden geschichtlicher Darstellung. Im Jahre 1840 erschien eine Abhandlung von einem jüngeren Kunsthistoriker, Eduard Koloff, in der das Dogma von der apollinischen Heiter-

keit des Griechentums scharf angegriffen und eine neue Bewertung der Spätantike und des frühen Mittelalters angestrebt wurde. Daran schließen sich Betrachtungen über die Unmöglichkeit einer scharfen Abgrenzung der Epochen, über den stetigen Fluß der Entwicklung, über die Schwierigkeit, Kunstwerke mit Bestimmtheit der einen oder anderen Schule zuzuweisen. Zugleich wurde eine neue Beurteilung der „Verfallszeiten“ vorbereitet, die allerdings für die Kunstgeschichte wichtiger war, weil hier der Begriff der Stilentartung mehr Verwirrung angerichtet hatte. Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts dagegen zeigt einen solchen Reichtum von neuen Richtungen und Ansätzen aller Art, daß man gerade hier diejenige Erscheinung deutlich beobachten kann, die jener Theorie nur noch einen relativen Wert beläßt: die Entwicklung neuer und oft epochemachender Tendenzen aus den fertigen Gedankensystemen der älteren Generation oder, um im Gleichnis des organischen Wachstums zu bleiben: die Triebkraft der aus dem Auflösungsprozeß der Reife hervorgegangenen Keime. Auf diese Weise wird durch die sogenannte Entartung erst eine Um- oder Neuartung möglich; in diesem Sinne ist auch der innere Zusammenhang zwischen der romantischen Schule und den Klassikern, den Hettner so ausführlich dargestellt hat, zu beurteilen.

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Erscheinung, daß gerade Tendenzen sogenannter Verfallsepochen gern von jüngeren, kräftigeren Trieben ergriffen und absorbiert werden, sich mit ihnen verschmelzen und in Synthesen aller Art noch lange wirksam bleiben. Ein lehrreiches Beispiel bietet die deutsche Barock- und Rokokoarchitektur, die Hettner mit wenig Ausnahmen als „verwildert“, „auschweifend“ oder, wo klassizistische Formen eindringen, als „fahl und frostig“ ablehnt. Die fremden Muster paßten sich heimischen Überlieferungen an, das eindringende französische Rokoko verschmolz mit dem bereits ausgebildeten deutschen Barock, und so ergaben sich Kreuzungen und Mischungen aller Art, aus denen doch wieder selbständige und lebensfähige Stilformen hervorgingen. Noch auffallender tritt die Fähigkeit solcher Tendenzen zutage, wenn man an die von Hettner auch als Verfallsercheinung bezeichnete antikisierende Richtung der Vitruvianer, d. h. der Vertreter eines schlichten, prunklosen Klassizismus in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erinnert und bedenkt,

welche Bedeutung gerade dieser in mannigfachen Variationen verbreitete Stil für den germanischen Norden und die Länder angelsächsischer Kultur erlangt hat.

Einer gänzlichen Neubewertung, auch abgesehen von der Verfallstheorie, bedarf das Hauptproblem des letzten Bandes, das Verhältnis der Romantik zu Aufklärung, Klassizismus und Neuzeit. Schon im vorigen Abschnitt ist über Hettners Beurteilung der Romantik und die besonderen Gründe seiner Einstellung das Nötigste bemerkt worden; es fragt sich, inwiefern gerade in diesem Punkte die neuere Forschung zu wesentlich verschiedenen Ergebnissen gelangt ist und ob nicht der Systematiker der Zukunft ganz anders konstruieren würde. Um mit dem politischen Gesichtspunkt, unter dem Hettner urteilte, zu beginnen, so waren die Frühromantiker vielmehr begeisterte Anhänger der französischen Revolution und die ersten Verfechter eines deutschen Nationalstaats. Überhaupt haben die Romantiker in allen Ländern eine Epoche in der geschichtlichen Entwicklung herbeigeführt, insofern, als die Vorstellung eines einheitlichen Volks- und Kulturorganismus und die Wiederbelebung vergangener Herrlichkeit jene gewaltige nationalistische Bewegung vorbereitete, die sich durch das 19. Jahrhundert in so ungeahnter Weise entfaltete und heute in manchen Ländern geradezu fanatische Formen angenommen hat. Diese Zusammenhänge treten deutlicher hervor in einem Werke, das etwa gleichzeitig mit dem letzten Bande von Hettners Literaturgeschichte erschien und die Fort- oder Rückschritte der politischen und sozialen Aufklärung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfolgt: in Georg Brandes „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts“. Abgesehen von der Bedeutung der Frühromantik für Förderung geistiger und gesellschaftlicher Freiheit, ist auch die romantische Auffassung von Politik und Geschichte durch neuere Untersuchungen in ganz anderem Lichte erschienen. Der leidenschaftliche Haß der Junghegelianer gegen die katholisierenden und pietistischen Bestrebungen traf eine jüngere Richtung, die mit der älteren Generation kaum noch etwas gemein hatte. F. Schlegels „Versuch über den Begriff des Republikanismus“ (1796) hätte ebensogut vierzig Jahre später in den Hallischen Jahrbüchern erscheinen können und wäre von Ruge selbst mit Freuden begrüßt worden: tatsächlich wird in diesem Aufsatz schon für das Stimmrecht der Frauen eine Lanze gebrochen!

Einen gänzlichen Umschwung in der Beurteilung der romantischen Bestrebungen hat endlich die rassenpsychologische Betrachtung herbeigeführt, die den Wesensmerkmalen deutschen Volkstums nachgeht; würde man unter diesem Gesichtspunkt Aufklärung und Romantik hinsichtlich ihres Gesamtertrags für das deutsche Geistesleben gegeneinander abwägen, so könnte man zu ganz anderen Resultaten als Hettner gelangen. Man braucht die Renaissance nicht als das Verhängnis der deutschen Kultur anzusehen, um gleichwohl zu erkennen, daß durch das Eindringen südlicher Strömungen im 16. Jahrhundert das bodenständige Wachstum auf lange Zeit unterbrochen wurde, und daß die volkstümliche Richtung, wie Hettner selbst immer wieder betont, zumal nach dem großen Kriege, vor der überlegenen Kultur des Auslandes ganz in den Hintergrund trat. Gleichwohl vermag ein durch Stilbeobachtungen geschultes Auge in Dichtung und Kunst des Barockzeitalters manche Züge zu erkennen, die einem germanischen Formempfinden entspringen und unter der aufgezungenen fremden Schablone gelegentlich um so ungestümer hervorbrechen. Solche Tendenzen sind: Freude an Fülle, Mannigfaltigkeit und Bewegung, asymmetrische Gesamtanlage, Verschiebung des Zentrums nach der affektbetonten Seite, ständiger Wechsel zwischen Spannung und Lösung, Dissonanz und Einklang, Vielseitigkeit statt Konzentration, Dämmerung und Ahnung statt Klarheit und Schärfe, Reichtum an innerem Erlebnis, bei Mangel an Gestaltungskraft.

Diese und ähnliche Wesensmerkmale lassen sich in verschiedenen Epochen und Stilrichtungen leicht nachweisen und haben längst dazu geführt, Verbindungslinien zwischen Gotik und Barock zu ziehen und im allgemeinen ein polares Verhältnis zwischen klassisch-rational-symmetrischer und germanisch-irrational-charakteristischer Art und Kunst zu erkennen. So stellt z. B. der Kunsthistoriker Dehio den Satz auf: „Die ganze deutsche Kunst verläuft unter der Gegenwirkung eines klassischen und eines barocken Pols; das Barocke ist aber das eigentlich Deutsche in ihr“. Es ist nicht schwer, viele der angeführten Merkmale und Tendenzen in der deutschen Romantik wiederzuerkennen, wo sie in der Tat besonders nach der Seite einer irrationalen Lebensführung und exzentrischen Phantasie allzu üppig wuchern. Aber es liegt hier keine Entartung vor, sondern vielmehr die Betätigung

deutscher Art oder Unart, wenn man an die Auswüchse denkt, die jedes Volkstum aufzuweisen hat. Jene Tendenzen waren aber auch während des 18. Jahrhunderts keineswegs erloschen; man ist neuerdings immer mehr aufmerksam geworden auf die unverkennbaren Anzeichen einer romantischen Unterströmung, die seit 1750 in dem Roman der Leidenschaft, in der pietistischen Berinnerlichung, in der gesteigerten Empfänglichkeit für elegische Naturstimmungen und in vielen anderen Tendenzen zutage treten. Man darf ohne Zweifel in diesen Äußerungen einer unbefangenen Volkspheantasie das Fortleben und Erstarken der ursprünglichen Rassenmerkmale erkennen, die durch die vom Ausland eindringenden Denkformen und ihre rationale Disziplin zeitweise unterdrückt, aber nicht getilgt werden konnten. Vielmehr legte sich die Aufklärungskultur im Süden wie eine dünne Schicht über die Volksüberlieferung, und nur in Mitteldeutschland ist eine innigere Durchdringung festzustellen. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts waren die volkstümlichen Impulse so weit erstarkt, daß sie jene geistige Umwälzung herbeiführen konnten, die dem gotischen Wesen und einem sinnlich derben Naturalismus vorläufig zum Siege verhalf.

Unter diesem Gesichtspunkt der Gesamtentwicklung der deutschen Kultur erscheint die aus fremden Quellen gespeiste Aufklärungsliteratur in ganz anderem Lichte; sie war überhaupt nicht schöpferisch geartet, so wenig wie in anderen Ländern, wie denn auch die Hauptvertreter dieser Bewegung, Locke, Voltaire, Lessing, Kant sich vor allem durch ihre kritische Begabung auszeichneten. In dem nun folgenden Ausgleich zwischen Rationalismus und Idealismus gingen die wahrhaft schöpferischen Ideen keineswegs verloren: die Forderungen geistiger Autonomie, der Humanität und Toleranz, der Glaube an die Bervollkommnung der menschlichen Rasse, — alle diese positiven Werte wurden von dem deutschen Idealismus weiter verarbeitet und endlich zum Gemeingut der deutschen Bildung. Andere Elemente dagegen, wie die platte Tugend- und Nützlichkeitsmoral, die „faule Teleologie“, die Selbstzufriedenheit, die Mechanisierung der geistigen Arbeit, wurden als Fremdkörper mehr oder minder ausgeschieden. Gegen diese unerfreulichen Erscheinungen der Aufklärung, die durch die Popularphilosophen und den bürgerlichen Roman allerdings weit über Gebühr Bedeutung erlangten, richtete sich der Hohn der

Klassiker wie der Romantiker, und da alles, was dem Fluche der Lächerlichkeit verfällt, sich nur selten wieder zu rehabilitieren vermag, so hatte auch die Aufklärung, nachdem sie einmal in der von Goethe und Tieck geschaffenen Karikatur Nicolais verewigt war, einen schweren Stand.

Der Gegensatz zwischen schöpferischer Phantasie und pedantischer Gelehrsamkeit, freiem Künstlertum und Philistertum, Höhen- und Niederkultur, zieht sich durch das ganze 19. Jahrhundert und wird nur selten, wie etwa in der Dichtung und Lebensauffassung Kellers zum Ausgleich gebracht. Es muß hier daran erinnert werden, daß auch während der Vorherrschaft der positiven Geistesarichtung, in den fünfziger und sechziger Jahren, die romantische Tradition in der Münchener Dichterschule und der Wirklichkeitspoesie Kellers, Storms, Raabes und anderer lebendig erhalten blieb. Die Romantik liegt dem Deutschen nun einmal im Blute, sie ist seine Seligkeit und sein Verhängnis; daran haben alle rationalistischen Gegenbewegungen von Wienbargs „Ästhetischen Feldzügen“ und Ruges doktrinären Manifesten bis zu Julius Babs „Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik“ nichts ändern können. Sogar in Ruges eigenstem Organ, den Hallischen Jahrbüchern, steht im Jahrgang 1842 das paradoxe Bekenntnis: „Auch die Sehnsucht aus der Romantik heraus — diese geheimste Herzensangelegenheit unserer gespannten Zeit — ist romantisch“. Vielleicht bietet dieser Satz die Erklärung für das Paradox „Nietzsche“, das Joël folgendermaßen umschreibt: „Sein Leben war Emanzipation von der Romantik, vom Ende der Romantik, aber eben darum Rückkehr zur Romantik in umgekehrter Richtung“. Wenn Joël in seinem Essai die romantischen Tendenzen Nietzsches aufzeigt, so beansprucht ihn Bab als einen der „Abtrünnigen“, als Todfeind der Romantik. Auch hier liegt in der Mitte nicht die Wahrheit, sondern das Problem, die außerordentliche Kompliziertheit dieses facettenreichen, kristallklaren Geistes: er bekennt sich zu dem Aristokraten Voltaire, dem größten Genie der französischen Aufklärung, gegenüber dem revolutionären „Plebejer“ Rousseau und erneuert andererseits in sich selbst die tiefsten Erlebnisse der Frühromantik; er bewundert die Klarheit und geistige Disziplin der romanischen Rassen über alles und sucht dennoch zu anderer Zeit in der dionysischen Musik, der „romantischsten aller Künste“, die Erlösung vom

Scheinwissen. Das Problem „Nießsche“ erläutert jedenfalls die Tatsache, daß Aufklärung und Romantik längst nicht mehr als eindeutige geistesgeschichtliche Kräfte wirken, sondern in mannigfachen Umbildungen und Mischformen, wie nicht anders zu erwarten.

Wenn es möglich ist, wie die bisherigen Ausführungen gezeigt haben, die Aufklärung in ihrem Verhältnis zur Romantik anders zu beurteilen, als es seitens Hettners und seiner Zeitgenossen geschah, so lassen sich auch nach rückwärts, von der Aufklärung zu Renaissance und Reformation andere und schärfere Linien ziehen. Hettner macht allerdings hierüber nur Andeutungen, da diese Fragen außerhalb des Rahmens seiner Literaturgeschichte liegen und begnügt sich mit der kurzen Bemerkung: „Es ist, wenigstens für Deutschland, ein durchaus richtiger Ausdruck, wenn man das 18. Jahrhundert die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des 16. Jahrhunderts gewalttätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen genannt hat.“

Im Gegensatz zu dieser Auffassung haben Gelehrte wie Karl Sell und Troeltsch neuerdings mit Recht darauf hingewiesen, daß die Ideen der Aufklärung, insofern sie auf Autonomie des Denkens und politisches Handeln zielen, sich nicht ohne weiteres aus der Reformation ableiten lassen. Troeltsch hat den Abstand zwischen Alt- und Neuprottestantismus hervorgehoben, ferner den Unterschied zwischen dem protestantischen Luthertum und den unabhängigen Sekten oder Reformbewegungen, die in anderer Richtung gewirkt haben und für das unabhängige Denken und Forschen der folgenden Jahrhunderte von großer Bedeutung wurden. Darunter ist auch die humanistische Theologie inbegriffen, die durch Melanchthons Bemühungen einen so glänzenden Aufschwung nahm und zuerst die Gebote der Toleranz und der Menschheitsreligion verkündete. Die Bedeutung Melanchthons als eines Vorläufers der späteren humanistischen Aufklärung hat schon Dilthey überzeugend nachgewiesen, aber es fragt sich, ob seine Lehren so kräftig nachgewirkt haben, daß sich zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert Verbindungslinien ziehen lassen. Jedenfalls sind die englischen Deisten und deutschen Freidenker in weit höherem Maße für die religiösen und geistigen Kämpfe der Aufklärung verantwortlich, als die Kirche Luthers, die ja, wie Hettner

im ersten Bande so deutlich darstellt, bald in Dogma und Scholastik verknöcherte und eben deshalb die Kritik der Aufklärungsphtosophie herausforderte. Wohl aber läßt sich sagen, daß der streitbare Geist Luthers in Lessing, dem Tapferen, wieder auferstanden ist, daß die These von der Freiheit des Christenmenschen die Vorbedingung bildet für Kants Lehre von der sittlichen Verantwortung, und daß, allgemein gesprochen, der germanische Unabhängigkeits-sinn sowohl in Protestantismus wie Aufklärung sich aufs herrlichste offenbart.

Von ganz außerordentlicher Tragweite für die besondere Weiterbildung und Fruchtbarmachung der Aufklärungsideen in den einzelnen Ländern Europas wurde die sich immer mehr weitende Kluft zwischen Luthertum und Calvinismus. Die sich hier anknüpfenden Probleme konnte Hettner nicht wohl berücksichtigen, da sie erst neuerdings erforscht und in ihrer Bedeutung sowohl für die wirtschaftliche wie politische Entwicklung, insbesondere mit Bezug auf den Begriff der Volkssouveränität, gewürdigt worden sind. Was die beiden Religionen von vornherein unterschied, war ihre Stellung gegenüber den Pflichten und Aufgaben eines tätigen Gemeinschaftslebens; hier verharrete Luther auf dem Boden des deutschen Individualismus und legte alles Gewicht auf die Verinnerlichung des religiösen Erlebnisses, je nach dem Bedürfnis des einzelnen. Wachsamkeit und Selbstbehauptung waren nötig, aber Kampf und Sieg spielten sich innerhalb des Einzelnebens ab und verlangten auch kein Verzicht auf sinnliche Freuden, soweit sie naturgemäß und Gott wohlgefällig waren. Zu Askese und geistiger Disziplin bestand hier wenig Neigung. Im Calvinismus steht umgekehrt im Mittelpunkt das Gemeinschaftsleben, dem sich der einzelne ebenso unterzuordnen hat, wie dem Gebot Gottes. Dennoch bleiben seine Rechte unverkürzt: er soll sich als freier Bürger im Gottesstaat fühlen und durch kräftiges, zweck erfülltes Handeln seine Persönlichkeit zur Geltung bringen. Beruf und Arbeit sind daher nicht nur hochgeachtet, sondern verleihen dem Leben erst Wert und Inhalt. Die Hingabe an Arbeit und Erwerb verlangt die Anspannung aller Willenskräfte; für sinnliche Genüsse und Pflege des Gemüts bleibt hier wenig Raum. Man erkennt gerade hier die Verwandtschaft mit der römischen Stoa, deren Lehren auf die Ethik des Calvinismus stark gewirkt haben.

Die besondere Art, wie sich diese beiden Typen des Protestantismus geographisch verteilt und den gegebenen Anlagen der westeuropäischen Völker angepaßt haben, bietet eins der interessantesten Probleme der neueren Geistesgeschichte. Die durch Calvin ins Leben gerufene Theokratie in Genf wurde der Ausgangspunkt für eine Reihe von Sekten und unabhängigen Gemeinden in Holland, England und den englischen Kolonien Nordamerikas; die religiöse Lebensauffassung dieser Sekten, vor allem der englischen Puritaner und schottischen Presbyterianer, begünstigte eine Fruchtbarmachung der Aufklärungsideen in derjenigen Richtung, die sich in der Kultur jener Länder noch heute ausprägt: in der Richtung eines zur Selbstverwaltung berufenen freien Staatsbürgertums. Wie dieses Ziel allmählich erreicht wurde, braucht hier nicht im einzelnen verfolgt zu werden; in dem einen Falle, wie in den Neuengland-Staaten, bildete der Begriff der religiösen Toleranz den Ausgangspunkt für die Theorie der unveräußerlichen Rechte des einzelnen; in dem anderen, wie in England, war es die Idee des Republikanismus, die sich mit der Forderung freier Religionsübung verband. Aber in allen Fällen diente die Lehre vom Naturrecht, von einem aus der Vernunft geschöpften Rechtszustand, jenen religiösen und politischen Forderungen als Stütze, so daß sich der Begriff der Volkssouveränität tatsächlich als die praktische Anwendung des Grundgesetzes der Aufklärung, der Autonomie des Denkens, auffassen läßt.

Vergleicht man diesen Entwicklungsgang des demokratischen Gedankens in den westlichen Ländern mit den deutschen Verhältnissen, so springt der Gegensatz sofort in die Augen. Es wäre einseitig, zu behaupten, daß Luthers nach innen gewandter Individualismus und die besonders von Melancthon vertretene Lehre von einer als Obrigkeit absolut maßgebenden Staatsgewalt, die politische Entmündigung des deutschen Volkes verschuldet hätten, aber sie haben innerhalb der Grenzen ihrer Wirksamkeit sicher dazu beigetragen, das Bewußtsein der Untertänigkeit und die Forderung des unbedingten Gehorsams immer tiefer im deutschen Gemütsleben zu verankern und damit eine freie Entfaltung der Prinzipien der Aufklärung nach dieser Seite hin zu verhindern. Auch Hettner macht in der allgemeinen Einleitung darauf aufmerksam, daß die Reformatoren alles andere als eine volkstümliche Politik betrieben: „Sie hatten das Gewicht ihres

Einflusses mit scharf betonter Absichtlichkeit auf die Stärkung der fürstlichen Gewalt geworfen und durch ihre schroff betätigte Lehre vom unbedingten Gehorsam, nach welcher ein Christ ganz und gar Passivus sei, der in der Welt nur leiden und sich an dem Schicksal im Himmel genügen lassen solle, dem Emporkommen des fürstlichen Absolutismus höchst wirksam in die Hände gearbeitet.“

Im stärksten Gegensatz zu diesem Gebot der Unterwürfigkeit steht die Lehre vom Recht des Widerstands gegen Mißbrauch der Staatsgewalt, die der englische Puritanismus im Bürgerkrieg im großen Maßstab in die Tat umsetzte und damit der Idee der Volkssouveränität ihren aggressiven Charakter verlieh. Auch die Lehre vom Empörungsrecht des Volkes war schon früh mit der Vertragstheorie in Einklang gebracht worden und wurde jedenfalls später ohne weiteres als Sieg der Vernunft über die Unvernunft ausgelegt. Sie ist also ebenfalls eine Frucht der Aufklärung und hat besonders in den Ländern angelsächsischer Kultur für das öffentliche Leben eine ungeheure Bedeutung erlangt.

Bei alledem erhebt sich die Frage, ob nicht Rasse, Temperament und Lebensbedingungen im Grunde wichtiger sind, als Theorien und Erkenntnisse, und ob jene Faktoren bei der Entstehung religiöser und politischer Überzeugungen nicht eine größere Rolle spielen, als im allgemeinen angenommen wird. Der amerikanische Psychologe William James hat in seinem Buche über die verschiedenen Typen des religiösen Erlebnisses gerade auf dieses Problem neues Licht geworfen. Es mag hier auch an die von Max Weber nachgewiesenen Beziehungen zwischen Calvinismus (oder richtiger Puritanismus) und der Entfaltung des kapitalistischen Geistes erinnert werden, — übrigens ein weiteres Moment, das die Scheidung in zwei Haupttypen der Aufklärungskultur unterstützt. Vielleicht läßt sich auch in diesem Falle das Problem so wenden, daß Puritanismus und Arbeitsenergie als Äußerungen eines und desselben voluntaristischen Grundtriebes aufzufassen wären, der nicht auf das Spekulieren gerichtet ist, sondern auf das Handeln, auf bewußte Konzentration aller Kräfte zur Erreichung einer Zieles, auf unbedingtes Festhalten an materiellem und geistigem Erwerb. Es ist diejenige Lebensauffassung, die in Ibsens Schöpfung des Brandsymbols den großartigsten literarischen Ausdruck gefunden hat; sie ist im letzten Kriege als nationallistischer Fanatismus dem weicheren deutschen

Volkscharakter, der durch den Neuhumanismus zu Toleranz und Nachgiebigkeit erzogen wurde, zum Verhängnis geworden. Auch hier hat der historische Gegensatz zwischen jenen beiden europäischen Kulturformen seine Wirkung getan.

Zieht man die verschiedene Entwicklung der Aufklärungsgedanken in den drei Hauptkulturländern in Betracht, so könnte die Gesamtanlage von Hettners Literaturgeschichte Bedenken erregen, denn man empfängt leicht den Eindruck, als ob die englische und französische Phase als Vorbereitungsstadien auf die deutsche anzusehen wären, obwohl sie natürlich im Zusammenhang der Geistesgeschichte jener Völker ihren vollen Eigenwert besitzen. Tatsächlich liegt die eigentliche Blütezeit der Dichtung in den westlichen Ländern vor der Aufklärung, während sie in Deutschland darauf folgt, und zwar in mancher Hinsicht als Gegenbewegung. Eine Geschichte der Aufklärungsideen, wie Hettner sie ursprünglich plante, hätte also mit Lessing oder Kant schließen sollen, denn die in den letzten beiden Bänden behandelte Literatur ruht zum Teil auf ganz anderen Voraussetzungen und bildet eine Welt für sich. Die Architektur des Gesamtwerkes stellt insofern einen Kompromiß dar, der sich aber für den am klassischen Kunstideal orientierten Historiker von selbst ergab und mit Hilfe des früher besprochenen Kompositionsschemas aufs glücklichste gelöst ist.

Die breite Basis, auf der das ganze errichtet ist, entspricht zugleich dem Ideal universalgeschichtlicher Behandlung, das Schlosser in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ aufgestellt hatte und das für Hettner, wie er in der Einleitung zum ersten Teil bemerkt, vorbildlich wurde. Um diese Ziele richtig zu verstehen, ist es durchaus nötig, zwischen dem rationalistischen und romantischen Begriff der Universalgeschichte zu unterscheiden. Die Romantik geht von der Vorstellung einer Volksindividualität aus und will die Mannigfaltigkeit des gesamten geistigen und sittlichen Lebens als notwendige Äußerungen eines organischen Bildungstriebes begreifen; die Aufklärung dagegen setzt einen übernationalen Kulturzusammenhang voraus und will zeigen, wie sich die Menschheit stufenweise vervollkommenet und immer höheren Formen politischer und geistiger Freiheit zustrebt. Es ist leicht zu sehen, daß sowohl Schlosser wie Hettner sich im Grunde zu diesem universellen Bildungsideal der Aufklärung bekennen,

und daß ihre Auffassung von den Aufgaben universalgeschichtlicher Darstellung weniger an Herder anknüpft, als an Voltaire, den Begründer der rationalistischen Kulturgeschichtsschreibung.

Auch darin folgt Hettner seinem Lehrer Schlosser, daß er die verschiedenen Kulturgebiete koordiniert und dadurch anschaulich zu machen sucht, wie sich die geistigen Triebkräfte, die Ideen, überall in gleicher Weise äußern. So wird insbesondere der Kampf und Ausgleich zwischen fremden Einflüssen und volkstümlichen Bestrebungen in den Wissenschaften, den bildenden Künsten und in der Musik durch alle Stadien verfolgt. Diese Kapitel, mögen sie auch heute in vieler Hinsicht überholt sein, sind daher keineswegs als zufällige Anhängsel zu betrachten, sondern sie erfüllen einen bestimmten Zweck im Rahmen der Gesamtkomposition. Die Darstellung der theologischen und akademischen Fehden im ersten Bande mag etwas zu ausführlich erscheinen, entspringt aber dem gleichen Bestreben, ein möglichst farbenreiches Gemälde des gesamten geistigen Lebens der Zeit zu bieten. Denn die „Ideen“ interessieren Hettner nicht als spekulative Werte, sondern als lebendige Kräfte in ihrer konkreten und individuellen Auswirkung; dieser Punkt bedarf noch einer kurzen Erläuterung.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt, erblickte Hettner seine Aufgabe darin, eine „Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen“ zu schreiben. Man hat hierin eine Abhängigkeit von Hegel erkennen wollen, aber mit Unrecht, denn Hettner geht nicht aus von der Idee als dem Allgemeinen, Absoluten, das sich in der Geschichte durch die verschiedenen Stufen des Bewußtseins offenbart und im dialektischen Prozeß entwickelt, sondern von geschichtlichen Ideen als bestimmten geistigen Kräften, Überzeugungen, Forderungen oder Impulsen, die durch ihre fortreizende Wirkung unsterblich bleiben und von einem Lande, Zeitalter oder Menschen zum anderen übergehen. Es ist eine Auffassung, die der Ideenlehre W. v. Humboldts (und Rankes) sehr nahe kommt, insofern, als auch hier der Nachdruck auf dem „Singularen, Eminenten“ ruht. Solche Ideen sind z. B. der Toleranzbegriff, der Pietismus, das griechische Schönheitsideal, der Glaube an den Fortschritt, das Glückseligkeitsverlangen, das Pflichtgebot, Rousseaus Naturevangelium, der Erkenntnis- und Lebensdrang der Geniezeit, der Organismusbegriff Herders, das humanistische

Bildungsideal usw. Als Träger der Idee erscheinen die großen Persönlichkeiten, die aber keineswegs lediglich unter einem solchen beschränkten Gesichtspunkt, sondern als geistige Individualitäten möglichst vielseitig und lebendig dargestellt werden. Insofern bedient sich Hettner der biographischen Methode, aber was ihn anzieht, ist doch in erster Linie der gedankliche Inhalt und seine Beziehungen zu den bewegenden Kräften der Zeit. Es ist ein ideengeschichtlicher Pragmatismus, der den Zusammenhang der literarischen Entwicklung nie aus dem Auge verliert und in dem Zentralgedanken harmonisch freier Menschheitsbildung Norm und Maßstab findet.

Daß diese Methode leicht dazu verführt, die Wirkung der Ideen zu überschätzen, liegt auf der Hand, und gegen diese Neigung richtete sich hauptsächlich die Kritik, die W. Scherer an dem zweiten Bande übte: er verlangt eine sorgfältigere Motivierung von Fall zu Fall, eine innigere Verflechtung von Ursache und Wirkung, ein Begreifen der Menschen und Werke aus den besonderen Bedingungen ihres Daseins und ihrer Entstehung. Scherer verweist auf Gervinus, hinter dem Hettner in dieser Hinsicht sogar zurückgeblieben sei, anstatt ihn zu übertreffen. In der That ist nichts lehrreicher, als ein Vergleich zwischen diesen beiden Darstellungen der deutschen Literatur, die ganz verschiedene Methoden und Ziele verfolgen und doch, jede in ihrer Art, klassisch genannt zu werden verdienen. Schon das typographische Bild ist in beiden Fällen charakteristisch: bei Hettner ist das Prinzip der Gliederung bis in die kleinsten Gedankeneinheiten durchgeführt, absatzlose Seiten sind in den späteren Bänden immer seltener anzutreffen, wichtigere Bemerkungen oder Urteile, auch wenn sie nur wenige Zeilen umfassen, werden als besondere Absätze gedruckt. Bei Gervinus ist die Seite ohne Absatz vielmehr die Regel, und dieser ununterbrochene Fluß des Vortrags zieht sich oft durch 4, 6 und sogar 8 Seiten fort, ohne dem Auge irgendwo einen Ruhepunkt zu bieten. Die Kunst der Gedankenpause, die Hettner meisterhaft beherrscht, ist Gervinus völlig unbekannt. Dazu kommt die oft gerügte Manier, Excurse und Zwischenbetrachtungen einzuschalten, die oft sehr wertvoll und anregend sind, aber eine bequeme Orientierung nach Hauptgesichtspunkten sehr erschweren. Es ist eine Übertragung des Arabeskensstils und der Schachtelmethode Jean Pauls auf die wissenschaftliche Arbeit, — deselben

Dichters, der Gervinus in seiner Jugend so fieberhaft erregte und dessen Phantastik er später wie einen Krankheitsstoff auszuscheiden suchte.

Eine übersichtliche Gruppierung des Stoffes oder abgerundete Einzelbilder würde man bei Gervinus vergebens suchen; statt dessen finden sich an unvermuteten Orten kleine Genrebilder versteckt, z. B. über die Entwicklung der Fabel, der Idylle, des geistlichen Liedes, über das Fortleben von bestimmten Stoffen und Motiven, über die Gegensätze von Nord und Süd, Preußen und Rhein, über Analogien zwischen Mittelalter und Neuzeit, Herder und der Polnhistorie des 17. Jahrhunderts usw. Tatsächlich trägt Gervinus weit mehr zur Geschichte der literarischen Formen und poetischen Gattungen bei, als Hettner, der nur auf dramaturgische Probleme gelegentlich eingeht. Sehr bezeichnend ist auch die Tatsache, daß Hettner gern den Befruchtungsprozeß von Ideen und den Ausgleich von Gegensätzen beobachtet, während Gervinus nicht verfehlt, über literarische Fehden ausführlich zu berichten, wie denn auch Lessing sein erklärter Liebling ist. Dem entsprechend bedient sich Gervinus, wie später Scherer, gern der Methode der wechselseitigen Erhellung, indem er besonders die Hauptgestalten miteinander vergleicht oder kontrastiert: Herder mit Lessing, Klopstock mit Wieland, Hamann mit Windelmann, Herder mit Leibniz und dergleichen. Hettner dagegen weiß durch Anführung von gleichzeitigen Berichten, Briefstellen oder persönlichen Zeugnissen, durch ausführliche Zitate seinem Gemälde Farbe und Leben zu verleihen, und andererseits durch fortwährendes Einbeziehen des Individuellen in den Gang der Ideen der Gefahr abstrakter Eintönigkeit zu entgehen.

Der ideengeschichtlichen, künstlerisch abgerundeten Darstellung Hettners steht bei Gervinus der bewußt geübte Pragmatismus der „handgreiflichen Tatsachen“ gegenüber, der sich die Aufgabe stellt, „durch den Zusammenhang Notwendigkeit nachzuweisen“. Daher ist „pragmatisch“ sein Lieblingswort; er preißt Goethes „Dichtung und Wahrheit“, weil sie dasjenige, „was sich am meisten dem Pragmatismus entzieht, die Entfaltung eines genialen Geistes“, pragmatisch dargelegt habe. Dagegen will er Klopstock seinen „himmlischen Pragmatismus“ gern erlassen, wie z. B., wenn eine Sonnenfinsternis dadurch herbeigeführt wird, daß sich auf Uriels Befehl ein Stern vor die Sonne stellen soll.

In manchen Urteilen begegnen sich Hettner und Gervinus aus leicht ersichtlichen Gründen, wie z. B. in der Unterwertung Hamanns, Lenzens, der Achilleis, des zweiten Teiles des Faust, andererseits in der Hochschätzung Mößers und vor allem G. Forsters, in dem Gervinus alle Anlagen zu einem wahrhaft großen Staatsmann entdecken will. Daß die Romantik bei Gervinus in noch höherem Grade als bei Hettner als deutliches Zeichen des Niedergangs angesehen wird — „in der Romantik ging unsere Dichtung in Fäulnis über“ —, ist um so mehr begreiflich, da ja für ihn „der Wettkampf der Kunst vollendet war“ und alles „Dichten und Denken“ nur als Vorstufe zum tätigen Leben in dem zu gründenden Nationalstaat Geltung besaß. Scherer charakterisiert Gervinus daher sehr treffend, als ein Werk, das gleichsam „den Epilog, ja leider auch den Nekrolog unserer modernen Dichtungsblüte bildet“.

Wenn es richtig ist, daß im letzten Grunde Stil und Form der wissenschaftlichen Prosa Dauer verleihen, so scheint ein Vergleich zwischen Hettner und Gervinus diesen Satz insofern zu bestätigen, als Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung“ trotz ihres Gedankenreichtums heute nur noch einen sehr beschränkten Leserkreis hat, während Hettners Werk sich nach wie vor großer Beliebtheit erfreut. Ohne Zweifel hat bei Gervinus die unverhüllte politische Einstellung in manchen Kreisen Mißtrauen erregt, während das anmaßliche Moralisieren und ewige Schulmeistern feiner empfindende Naturen von vornherein abstoßen mußte. Das Haupthindernis für einen ungetrübten Genuß bildet jedoch der knorrige, ungehobelte Stil, den Treitschke geradezu als „barbarische Formlosigkeit“ charakterisiert. „Reuchend, zerzaust und zerfetzt kam der Leser wieder ins Freie, wenn er sich eine Weile durch das Dornestrüpp der verfilzten Gervinus'schen Sätze hindurchgearbeitet hatte“. Im Vergleich mit Gervinus erscheint Hettners Stil fast konventionell, von einer ebenmäßigen Glätte, leicht und anmutig dahinfließend, zu geistiger Arbeit und zu ästhetischem Genuß in gleicher Weise einladend. In der klaren, gewandten Ausdrucksweise spiegelt sich der klare Geist, in der durchsichtigen Satzgliederung das Vermögen, auch große Gedankenmassen übersichtlich zu disponieren.

Diesen wichtigen Vorzügen, im Verein mit der Gabe, auch abstrakte Gegenstände anschaulich darzustellen und die Teilnahme

des Lesers durch interessante Einzelheiten, Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte und eine frische, lebendige Sprache wachzuhalten, beruht ohne Zweifel das Geheimnis des Erfolges, der Hettners Wert durch eine Reihe von Jahrzehnten begleitet hat. Er schreibt nicht büchermäßig in wohlabgewogenen Perioden oder in subjektiv manieristischer Weise, sondern eher wie ein Vortragender, frei und zwanglos, im Wechsel von längeren, aber stets durchsichtigen Perioden und von kurzen, emphatischen Ausagen. Hettner gehört zu den Anhängern des „Und=Stils“, was in diesem Falle wohl auf leichte, schnelle Formulierung und ununterbrochenen Gedankenfluß deutet; auch ist gelegentlich jenes verhaltene Pathos nicht zu verkennen, das dem „Und=Stil“ in gehobener Rede meist anhaftet.

Zusammenfassend läßt sich wohl sagen, daß Hettners unverfälschte Beanlagung — seine Neigung zu symmetrischer Konstruktion und andererseits seine Freude am Individuellen und Charakteristischen — etwa dem Ideal entspricht, das er sich von echter Monumentalkunst und hohem Menschentum gebildet hatte: der harmonischen Durchdringung von Gedantentiefe und sinnlicher Anschauung, von Formschönheit und volkstümlicher Art, von Idee und Gestalt. Sein Idealismus entspricht der Richtung, in der sich die Aufklärungsideen auf deutschem Boden entwickelt haben, im Gegensatz zu der mechanistischen Tendenz des romanischen Rationalismus. Daher erklärt sich auch das Verhältnis Hettners und vieler seiner Zeitgenossen zu der französischen Aufklärung und andererseits zu der positivistischen Strömung des 19. Jahrhunderts: sie entnahmen diesen Lehren nur, was ihnen gemäß war, die Forderung geistiger Klarheit und den Glauben an den Fortschritt der Menschheit im Wissen und Vollbringen der Vernunft und Freiheit. Und so bleibt auch Hettner trotz seines Dranges nach sinnlicher Anschauung und seines zeitweisen Interesses für materialistische Theorien ein Zeuge des deutschen Strebens nach Ausscheidung und Überwindung undeutscher Tendenzen der Aufklärung. Er gehört weder zu den Hegelianern noch Positivisten, sondern zu den Neuhumanisten, die das Bildungsideal Wilhelm v. Humboldts und der deutschen Klassiker späteren Geschlechtern übermittelten und lebendig erhielten.

Dem heutigen Leser, der mit den Methoden und Problemstellungen der neueren Kritik einigermaßen vertraut ist, wird

besonders die zweite Hälfte des Werkes, die Darstellung des klassischen Zeitalters, etwas altmodisch vorkommen, — nicht weil der Inhalt veraltet wäre, sondern weil das Gesamtbild der literarischen Strömungen und Gestalten jener Zeit längst vertraut und nicht zum wenigsten durch den „Hettner“ Allgemeingut geworden ist. Eine wie hervorragende Stelle diese Literaturgeschichte von jeher im höheren Schulunterricht eingenommen hat, ist jedem Lehrer des Deutschen bekannt, und es läßt sich schwer ermessen, welche andauernde Wirkung in all diesen Jahren von dem Werke ausgegangen ist. Wie mancher Doktorand hat sich aus dieser Quelle stillschweigend seinen Most geholt, und wie viele Gedanken und Urteile Hettners sind unvermerkt in andere Darstellungen übergegangen, — wenn auch nicht immer seitenweise und mit solcher Textanhänglichkeit, wie in der vor etwa 12 Jahren erschienenen dreibändigen deutschen Literaturgeschichte eines frommen Benediktiners.

Wenn es als eins der Merkmale des „Klassischen“ gelten darf, daß man nur wenig davon spricht, weil die Vorzüge längst als selbstverständlich anerkannt werden, so gebührt auch Hettners Lebenswerk, der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, schon aus diesem Grunde das Prädikat „klassisch“.

Anmerkungen.

- S. 1. Grundlegende Biographie. U. Stern: H. Hettner. Ein Lebensbild (Leipzig 1885). Die Heidelberger Zeit beschreibt nach persönlichen Eindrücken J. Molefchott: H. Hettners Morgenrot (Gießen 1882). Hettners literarhistorische Arbeiten bespricht B. Seuffert im Archiv für Literaturgeschichte 12, 1—25 (1884).
- S. 2. Über die Säkularfeiern 1800 vgl. die von A. Sauer zusammengestellte und eingeleitete Anthologie: Die deutschen Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts (Leipzig 1901).
- S. 2. Kants Aufsatz: „Was ist Aufklärung?“ wird zwar meist im geschichtsphilosophischen Sinne ausgelegt, wie auch von Hettner, verfolgt aber ursprünglich andere Zwecke: er sollte zunächst die kirchliche Politik des preußischen Kultusministers stützen und trägt schon deshalb eine konservative Färbung. Zugleich übte Kant auch Kritik an der leichtfertigen, selbstzufriedenen Aufklärungsphilosophie, und hielt ihr den Begriff der langsam, aber stetig von innen herauswirkenden Autonomie entgegen. Vgl. die Abhandlung von G. Beyerhaus in den Kantstudien 26, 1 ff. (1920).
- S. 4. Über die Hauptrichtungen der Aufklärung vgl. außer den Werken und Abhandlungen, die in dem bibliographischen Anhang angeführt sind, besonders den Artikel von E. Troeltsch über „Aufklärung“ in Haucks Realenzyklopädie 2, 225 ff. Ferner R. Hillebrand: Zur Entwicklung der abendländischen Weltanschauung (Zeiten, Völker und Menschen 7, 1 ff.); abgedruckt in der Volksausgabe (Straßburg 1914). Arnold C. Berger: Die Entwicklung der Aufklärungsperioden in Westeuropa von der Reformation bis zur französischen Revolution. (Jahrb. d. freien D. Hochstifts 1914, S. 186 ff.). Beachtenswert sind auch die Bemerkungen W. Hehns in seinen Vorlesungen über „Hermann und Dorothea“, S. 29 ff. (Stuttgart 1893.) Eine interessante Darstellung des historischen Gegensatzes zwischen romanisch-rationalistischer und germanisch-idealistischer Geistesart bietet E. Wechsler: Die Auseinandersetzung des Deutschen Geistes mit der französischen Aufklärung (Deutsche Wiss. f. Literaturwiss. 1, 613 ff.).
- S. 6. Über das Verhältnis der Romantik zur Aufklärung vgl. die Werke von Hanm: Die romantische Schule; von Walzel: Die deutsche Romantik und Th. Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömungen im 19. und 20. Jahrhundert (Berlin 1916). Eine zusammenhängende Behandlung des Problems steht noch aus. Es ist übrigens bezeichnend, daß ein englischer Kritiker Goethe geradezu als Vollender der optimistisch-humanitären Aufklärung ansieht (J. G. Robertson: Goethe and the 20th century. Cambridge 1912).
- S. 7. Über Fichte vgl. das Werk von U. Messer (Leipzig 1912). Über Hegel außer den Geschichtsmerkmalen von Fischer, Windelband usw. und Hanms Monographie besonders den Aufsatz von E. Lask: Hegel in seinem Verhältnis zur Aufklärung. Gesammelte Schriften 1, 335 ff. (Tübingen 1923). Ferner E. Troeltsch: Die Hegelsche Dialektik (Der Historismus und seine

- Probleme, S. 243 ff., Tübingen 1922). Über die von Hegel ausgehenden Bewegungen vgl. E. Rothacker: Einleitung in die Geisteswissenschaften (Tübingen 1920).
- S. 9. Ruges Manifest „Der Protestantismus und die Aufklärung“ erschien in den Jahrgängen 1839 und 1840 der „Hallischen Jahrbücher“; der (nicht sehr geistreiche) „Romantische Katechismus“ in Nr. 56 (1840). — Über Arnold Ruge vgl. Allgem. D. Biogr. 29, 594; H. v. Treitschke: Deutsche Geschichte 4, 485 u. ö. — Über die „Jahrbücher“ vgl. Reichls „Philosophisch. Almanach auf das Jahr 1924“, S. 373 (Darmstadt 1924). — Über H. Leo vgl. G. v. Below, Deutsche Wjs. f. Literaturwiss., Bd. 2 (1924).
- S. 10. Die positivistische Bewegung ist ausführlich dargestellt bei Rothacker, a. a. O. S. 130 ff.; ebendort S. 261 ff. über die Bedeutung Diltheys für die Aufhellung der Ideengeschichte des 17. u. 18. Jahrhunderts; über Hettner, S. 145.
- S. 15. Hettners Abhandlung „Gegen die spekulative Ästhetik“ in den „Kleinen Schriften“, S. 164 ff. (Braunschweig 1884); daselbst über die „Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik“, S. 228 ff.; über den Landschaftsmaler E. Willers, S. 287 ff.
- S. 16. Hugo Spitzer: H. Hettners kunstphilosophische Anfänge und Literaturästhetik (Graz 1903). Vgl. A. Tumarkin, Archiv für Systemat. Philos. 1905, S. 516 ff.
- S. 16. Über Rumohr vgl. W. Waegholdt: Deutsche Kunsthistoriker 1, 292 ff. (Leipzig 1921).
- S. 19. Über die Entstehung und Verwendung der Stufentheorie nach Analogie des organischen Wachstums fehlt es an genaueren Untersuchungen; einiges bei Justi: Winkelman 3, 129 (Leipzig 1898); J. Schloffer: Die Kunstliteratur, S. 277 (Wien 1924); F. Boll: Die Lebensalter (Leipzig 1913); G. Billeter: Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums, S. 325 (Leipzig 1911).
- S. 22. Zum Problem des Renaissanceismus vgl. jetzt W. Rehm: Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtung (München 1924); F. F. Baumgarten: Das Werk R. F. Meyers (München 1917); E. Neumann: Jakob Burckhardt (Deutsche Rundschau 94, 374 ff.); R. Joël: J. Burckhardt als Geschichtsphilosoph (Basel 1910).
- S. 23. Zu Heinsie vgl. Rehm, a. a. O. S. 62 ff.; Brecht: Heinsie und der ästhetische Immoralismus (Berlin 1911).
- S. 24. Der Gegensatz zwischen Dolce und Biondo ist gestreift bei Hettner: Italienische Studien, S. 291 (Braunschweig 1879). Vgl. J. Schloffer, a. a. O. S. 214 und 349; ebenda, S. 416 über Bellori.
- S. 24. Zur Erklärung von Raffaels „Schule von Athen“ vgl. Hettner: Italienische Studien, S. 190 ff.; Scherer: Kleine Schriften 2, 191 ff.; H. Grimm: Deutsche Rundschau 24, 353.
- S. 25. Die Nachwirkung der Renaissancephilosophie im 17. Jahrhundert behandelt Dilthey: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation (Leipzig 1920).
- S. 26. Die drei Arten des metaphysischen, ethischen und ästhetischen Schulbegriffs in der Tragödie sind sehr klar geschieden in einer Jugendschrift von G. Brandes: Ästhetische Studien, S. 1 ff. (Charlottenburg 1900). Weitere Angaben bei R. Petsch: Deutsche Dramaturgie 1, 165 ff. (Hamburg 1921).
- S. 26. Über die Manieristen vgl. Schloffer, a. a. O. S. 385; über Manier, Stil usw. vgl. Walzel: Vom Geistesleben alter und neuer Zeit, S. 293 ff. (Leipzig 1922).

- S. 31. Chr. F. Schloffer ist dargestellt von D. Lorenz: Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben, S. 3 ff. (Berlin 1886); ferner von W. Dilthey (Preuß. Jahrb. Bd. 9). Im allgemeinen: Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (München 1911).
- S. 32. Über die politischen Anschauungen in Deutschland vgl. neuerdings E. Heine- mann: Zur Geschichte der Staatsanschauungen in Deutschland während des 18. Jahrhunderts (Bonner Diss. 1915). Im allgemeinen: F. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (München 1922); H. Rehm, Allgemeine Staatslehre (Tübingen 1899).
- S. 33. Über Kants Staatslehre vgl. H. Maier: Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der konstitutionellen Theorie, S. 51 ff. (Tübingen 1914).
- S. 34. Vgl. Hettners Aufsatz über „Goethe und der Sozialismus“ in den Kleinen Schriften, S. 433 (im Anschluß an die Studie von Gregorovius).
- S. 44. Burdachs Abhandlung über „Schillers Chordrama“ usw. in der Deutschen Rundschau, Bd. 142.
- S. 47. Über Kolloff vgl. Waegoldt, a. a. O. 2, 295 ff.
- S. 49. Über die politischen Anschauungen der Romantik vgl. A. Boehsch, Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung (Leipzig 1907); E. G. Schultze; Der Einfluß der Romantik auf die Vertiefung des Nationalgefühls (Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 5). Reiche Literatur bei Troeltsch: Der Historismus, S. 281 ff.; Das Zitat aus Dehio, Geschichte der deutschen Kunst 1, 328.
- S. 51. Eine zusammenhängende Darstellung der romantischen Unterströmung im 18. Jahrhundert fehlt; einzelne Probleme bei H. A. Korff: Geist der Goethezeit, Bd. 1 (1923); K. Unger: Hamann und die Aufklärung (Jena 1911); F. J. Schneider: Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur Deutschlands am Ende des 18. Jahrhunderts (Prag 1909); K. Thalmann: Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts und der roman- tische Roman (1923).
- S. 52. Das Zitat aus R. Joël: Nietzsche und die Romantik, S. 68 (Leipzig 1905). — Sehr bezeichnend für die Unlösbarkeit der romantischen Irrationale im deutschen Charakter ist z. B. die Studie von W. Michel: Hölderlin und der deutsche Geist (Darmstadt 1924). Hier wird unter Hinweis auf Nietzsches Wort: „Gut deutsch sein, heißt sich entdeutschen“, das Deutsch- tum nicht als Besitz gefaßt, sondern als „eine unbegrenzte Aufgabe“, als „Erfüllung einer geheimen Sendung“, als Pflicht das „Übernationale an- zustreben, die Menschheit zu verwirklichen“. „Es ist eine uralte deutsche Idee, daß wir uns der Deutschtum in unendlichem Fortschritt entgegen- bewegen.“ „Wir haben gegen unsere Seele gelebt; unsere politische wie unsere kulturelle Gestalt waren voller Feindschaft gegen unsere inneren Realitäten. Wir heutigen sind berufen, jene große deutsche Wendung anzubahnen, durch die die deutsche Seele sich selbst zu bejahen und eine ihr entsprechende Leiblichkeit zu schaffen befähigt wird.“ Ein schärferer Gegensatz zu der von der Aufklärung angestrebten und in anderen Staaten verwirklichten politischen Autonomie als einem klar formulierten System staatsbürgerlicher Rechte und Pflichten läßt sich gar nicht denken. Der frei- willige Verzicht auf eine „glorreiche nationale Verfestigung“, der hier verkündet wird, sollte von unseren Nachbarn auf allen Seiten freudig begrüßt werden, — aber eine solche Anschauungsweise zu begreifen, wäre ihnen ganz un- möglich. — Im allgemeinen überwog vor dem Kriege eine mehr real- politische Einstellung zugunsten einer nationalen Machtpolitik; daß die wirtschaftlichen und geistigen Austauschbeziehungen trotz des Erstarkens

der nationalistischen Strömung eine neue Epoche der Völkersolidarität vorbereitet, war eine weitverbreitete Überzeugung, und so erklärt sich die erneuerte Hinwendung zu der Humanitätsphilosophie der Aufklärung (vgl. z. B. W. Olshausen, Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte 17/18, 812; R. Galle 24, 797). Doch fehlte es schon damals nicht an pessimistischen Stimmen, die im Gegenteil die Lehren der Aufklärung verantwortlich machten für den allmählichen Niedergang des Idealismus und für den materialistisch-mechanistischen Zug des 19. Jahrhunderts (vgl. z. B. E. Hammacher, Hauptfragen der modernen Kultur, Leipzig 1914; dazu H. Stephan in der Christl. Welt 28, 942 ff.). Vgl. ferner die oben angeführte Abhandlung von Wechsler (Deutsche Wj. f. Literaturwiss. 1, 613 ff.).

- S. 53. Über die Bedeutung Melancthons vgl. Dilthey, a. a. O. S. 162 ff.
- S. 53. Zur Beurteilung des Verhältnisses zwischen Reformation und Aufklärung vgl. R. Sell: Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur (Leipzig 1908); E. Troeltsch: Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt (München 1911); Protestantisches Christentum und Kirche der Neuzeit (Kultur der Gegenwart, 1. Abt., IV, 1, Leipzig 1922); R. Holl: Die Kulturbedeutung der Reformation (Ges. Aufsätze zur Kirchengesch. 1, 359, Tübingen 1921); Dilthey, a. a. O. S. 55 ff.
- S. 55. Zur Frage der Volkssouveränität vgl. H. Maier, Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der konstitutionellen Theorie (Tübingen 1914), mit reicher Literatur; R. Wolzendorf: Staatsrecht und Naturrecht in der Lehre vom Widerstandsrecht des Volkes gegen rechtswidrige Ausübung der Staatsgewalt (1916); Max Lenz: Luthers Lehre von der Obrigkeit (Kleinere histor. Schriften, München 1910).
- S. 56. Die Beziehungen zwischen Calvinismus und Kapitalismus hat Max Weber aufgehehlt: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1 (Tübingen 1920); abweichend L. Brentano: Die Anfänge des modernen Kapitalismus (München 1916).
- S. 57. Zum Problem der Universalgeschichte: G. v. Below, Die deutsche Geschichtsschreibung (Leipzig 1916); F. Günther, Die Wissenschaft vom Menschen. Ein Beitrag zum deutschen Geistesleben im Zeitalter des Rationalismus (Gotha 1909), besonders Kap. 11; P. Menzer, Kants Lehre von der Entwicklung in Natur und Geschichte, S. 199 ff. (Berlin 1911); W. Dilthey, Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt (Deutsche Rundschau, Bd. 108).
- S. 58. Zur Ideenlehre vgl. J. Goldfriedrich: Die historische Ideenlehre in Deutschland (Berlin 1902); R. Fester: Humboldts und Rankes Ideenlehre (Deutsche Zeitschr. für Geschichtswissenschaft 6, 235 ff.).
- S. 59. Scherers Kritik ist abgedruckt in den Kleinen Schriften, S. 266 ff. (Berlin 1893).
- S. 60. Über Gervinus jetzt die Studie von M. Rychner (Bern 1922).
- S. 61. Treitschkes Kritik in der Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts 5, 418.
- S. 63. Es handelt sich um die Deutsche Literaturgeschichte des Benediktiners A. Salzer; die genaueren Nachweise in den Jahresber. für neuere deutsche Literaturgesch. 24, 380.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn Akt.-Ges., Braunschweig

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts

von

Hermann Gertner



In siebenter Auflage herausgegeben von

Ewald A. Boucke

a. o. Professor an der Universität Heidelberg



1. Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen.
2. Buch: Das Zeitalter Friedrichs des Großen.
3. Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.
Erster Abschnitt: Die Sturm- und Drangperiode.
Zweiter Abschnitt: Das Ideal der Humanität.
(Mit dem Register über das Gesamtwerk.)